Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

48 Leipzig, den 2. Dezember 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Wozu sind wir Christen? 11. Wider das Stimmungs- und Gefühlschristentum — Herodes der Große. Erste Hälfte
e Behandlung der Lehrfrage auf der Synode der deutschen Brüderunität — Zwei nicht genug gewürdigte Meister
eutschen Lyrik: 1. Theodor Storm — Verschiedenes: Lutherspiel von Dechent; Eine Reformationsfestpredigt; Das ewige Licht, der
ung zweiter Teil; Hefte zur Christlichen Welt Nr. 26 bis 30 — Für den Weihnachtstisch: Religiöse Reden von F. W. Robertson;
uchblätter eines Sonntagsphilosophen; Hie gut Württemberg allewege; Entsagen und Finden; Jan Maclaren; Herz; Für Kinderfreunde;
rächtiges Kunstblatt — Anzeigen

Wozu sind wir Christen?

Wider das Stimmungs- und Gefühlschristentum

Sollte das ein Fasten sein, das ich erwählen soll, daß ein Mensch seinem Leibe des Tages übel thue, oder seinen Kopf hänge wie ein Schilf, oder auf einem Sack und in der Asche liege? Wollt ihr das ein Fasten nennen und einen Tag, dem Herrn angenehm? Das ist aber ein Fasten, das ich erwähle: Laß los, welche du mit Unrecht gebunden hast; laß ledig, welche du beschwerest; gieb frei, welche du drängest; reiß weg allerlei Last; brich den Hungrigen dein Brot, und die, so im Elend sind, führe in dein Haus; so du einen nacket siehst, so kleide ihn, und entzeuch dich nicht von deinem Fleisch. Alsdann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte, und deine Besserung wird schnell wachsen, und deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen, und die Herrlichkeit des Herrn wird dich zu sich nehmen. Dann wirst du rufen, so wird dir der Herr antworten; wenn du wirst schreien, wird er sagen: Siehe, hier bin ich. Jes. 58, 5—9.

Man kann oft hören, das Christentum sei eine Stimmung, [R]eligion ein Gefühl. Diese Rede erschwert verhängnisvoll [V]erständnis der christlichen Religion. Natürlich ist für den [...]ten seine Religion auch Stimmung und Gefühl. Aber ihr [...], ihr Zweck wird verkannt, wenn man Stimmung und [...]l irgend als die Hauptsache an ihr ansieht. Das mensch[liche] Seelenleben ist eine Einheit. Schließlich schwingen bei einem [v]ollen Erlebnis alle Saiten mit, auch die Nerven. Aber [c]hristliche Religion ist etwas ganz Andres, als daß man sich [...] Stimmungen und Gefühle zurückzieht.

Es ist merkwürdig, daß in dieser Sache die heilige Schrift [d]irekt nichts zu sagen hat. Der Irrtum, den wir hier [...]pfen, war für die Frommen in Israel ausgeschlossen. [...] bekämpft ihn also nicht, noch weniger fördert er ihn. [...]iebt kein Wort Jesu, auf das unsre Stimmungschristen [...]erufen könnten. Will man mir eins nennen, so werde [...]afür dankbar sein. Gewiß, Jesus betet, er zieht sich in [...] Stille zurück; beides lehrt er auch seine Jünger. Aber [...] Gebet ist doch bei Jesu kein Sichhingeben an Gefühl und [...]mung. Nie ist der Wille in ihm lebendiger, nie sein [...]nke klarer. Er will mit seinem Gott allein sein, will sich [...] Absichten, seines Wohlgefallens, seines Beistandes ver[...]n: er redet mit Gott. In der Wüste wird er versucht, [...]mpft er seinen innern Kampf durch, bis der Weg, den [...]hen soll, klar und licht vor ihm liegt. Echtes Gebet ist [...]tarker Akt unsers Willenslebens, Wille auf Gott, Wille zu [...]hin, Suchen und Finden — begleitet natürlich von Stim[...] mancherlei, denn Stimmung und Gefühl sind dazu da, [...] Willenshandlungen zu begleiten.

Predigt die heilige Schrift, predigt Christus nirgends die [...]mungsreligion, so sucht man, wie gesagt, auch vergebens [...]irektes Wort darüber. Doch hat uns Jesaia ein Wort zum Motto gegeben, wider das Fasten gerichtet, aber wie für unsre Stimmungschristen gemacht. Zwar sie fasten nicht, sie geben sich intimem Genuß hin, aber darin sind sie den Fastenden gleich, daß sie sich von ihren Geschäften, von ihrem täglichen Verkehr, von ihrem Pflichten- und Menschenkreise zurückziehn, um das zu haben, was ihnen Religion ist. Religion ist ihnen eine Art Sommerfrische, eine Art Kunstgenuß. Finden sie die Empfindungen, die sie in der Religion suchen, dann haben sie Religion. Und da es unmöglich ist, jene Empfindungen auf die Dauer festzuhalten, haben sie nur zu Zeiten Religion. Oder sie versuchen das Unmögliche doch, dann ist die Folge ungesundes Wesen, in dem keines von beiden gedeiht, weder die Religion noch das Leben.

Aber ist nicht eben das der Sinn unsrer Gottesdienste, daß wir von Freud und Leid, Last, Hatz und Zerstreuung des täglichen Lebens einmal zur Besinnung und zur Ruhe kommen? Gewiß sollen unsre Gottesdienste uns eine solche Erquickung bieten. Aber doch soll die Stimmung nicht das Herrschende sein im protestantischen Gottesdienst. Nicht stimmungslos darf er sein, das wäre schrecklich, aber die Stimmung hat auch hier nur zu begleiten. Die Hauptsache bleibt im protestantischen Gottesdienst doch ein klarer Gedanke und ein fester Wille. Was wir singen, beten, predigen, soll ein klares Wort sein, was uns verbindet, die Gemeinschaft des Weges, den wir ziehen, der Erlösungserfahrung, die wir gemacht haben und immer mehr machen wollen. Es handelt sich im protestantischen Gottesdienst um ganz andre Dinge, als um ästhetische Befriedigung. Auch unsre Musik soll uns etwas ganz Andres leisten. Weshalb ist Bach unser Meister? Weil in seiner Musik ein starker, klarer, frommer Wille lebt. Er versetzt uns nicht in einen Rausch von Gefühlen und Stimmungen, dem die umso peinlichere Ernüchterung folgt. Er zwingt unsre Gefühle in den Dienst eines ernsten Wollens. Spielt die Musik, die Kunst, die Stimmung in unserm gottesdienstlichen Leben eine andre Rolle, so ist sie vom Uebel und wird zur Feindin der Religion.

Wie spricht der Herr? Das ist aber ein Fasten, das ich erwähle: Laß los, welche du mit Unrecht gebunden hast; laß ledig, welche du beschwerest; gieb frei, welche du drängest u. s. w. Man braucht gar nicht an die sozialen Nöte nach ihrem engern modernen Begriff zu denken. Im eignen Hause, unter den einfachsten Lebensverhältnissen hast du Gelegenheit genug, das Wort zu erfüllen. Die Erlösten sollen wieder erlösen. Sie sollen darin die Kraft ihrer Erlösung immer neu erfahren. Sie sollen darin ihrer Vollendung entgegenreifen. Nicht im Genusse seiner Erlösung schwelgen heißt ein Christ sein, sondern kraft seiner Erlösung ein besserer Mensch werden. R

Herodes der Große

Erste Hälfte

König Herodes ist keinem Kinde unter uns fremd. Wir haben ihn von klein auf kennen gelernt als den unheimlichen Tyrannen, der, vom Gedanken an den neugebornen König der Juden geplagt, nach dem Blute unschuldiger Kindlein dürstet. Die Erinnerung an diese eine Greuelthat mag manchem als Entschuldigungsgrund dienen, wenn er sich vielleicht gestehen muß, daß er viel mehr als dies über Herodes eigentlich kaum wisse. Indessen ist gerade dieses Wissen nicht unanfechtbar; denn Herodes ist vier Jahre vor unsrer christlichen Zeitrechnung gestorben, und vielleicht machen es uns andre Gründe nicht eben leicht, das eigentliche Geburtsjahr Jesu so weit hinter das Ausgangsjahr unsrer üblichen Zeitrechnung zurückzuschieben, als die Geschichte des Kindermordes von Bethlehem mit der Flucht der heiligen Familie nach Aegypten verlangen würde. Davon abgesehen läßt sich auch schwerlich diese Geschichte je in die vierzig Tage einspannen, nach denen laut Lukas Jesu Darstellung im Tempel zu Jerusalem und die Rückkehr der heiligen Familie nach Nazareth stattgefunden hat. Dieser Thatbestand mag uns lediglich daran erinnern, daß wir jede Voreingenommenheit vergessen müssen und gewissermaßen immer wieder von vorn anzufangen haben, wo wir an eine rein historische Würdigung einer Person der Geschichte herantreten wollen.

1

Das nachexilische Judentum ist nicht durchgängig so exklusiv gewesen, daß nicht gewisse Elemente aus seiner Mitte Antiochus Epiphanes den Gedanken hätten nahelegen können, Jerusalem sei am Ende nicht der schlechteste Boden für ein Gedeihen hellenistischer Bestrebungen. Der allzu kühn gewagte und gewaltsam durchgeführte Versuch, griechische Sitte und griechische Kultur unter den Juden einzubürgern, brachte aber den wahren Sachverhalt zu Tage: die wirkliche Begeisterung für das von den Vätern ererbte Gesetz war mächtig genug, der makkabäischen Erhebung ihren glänzenden Sieg zu verleihen, und die Konsequenz daraus ziehend wagte sich in der Folgezeit eine Partei hervor, deren Geschichte, zwar so alt als die Geschichte des Judentums überhaupt, bisher anonym verlaufen war, die sich aber fortan mehr und mehr herausnehmen durfte, Gesetz und Propheten zu machen. Nebenbei war infolge der Makkabäerkämpfe der jüdischen Gemeinde das sie höchlichst überraschende Glück in den Schoß gefallen, Herrscher aus der eignen Mitte zu bekommen. Aber für diese freilich, die Hasmonäer, die der aufrichtige Patriotismus des Volkes wohl hin und wieder heben mochte, war es nicht möglich, Politiker zu sein ohne Bund mit der Welt, und das brachte sie und die Ihren in einen schlimmen Gegensatz zu jener erstgenannten Partei, den Pharisäern, die es als eines Juden unwürdig erachteten, seine Hände mit der Welt zu beflecken. Diese Situation, die sich unter der friedfertigen Regierung Alexandras für einige Jahre besser gestaltet hatte, war durch die feindliche Haltung ihrer beiden Söhne zu einander noch um ein gutes Stück verwickelter geworden, sodaß schließlich die Römer ziemlich leichtes Spiel hatten, im Jahre 63 ihre mächtige Hand über Juda zu schlagen. Den Pharisäern konnte die Fremdherrschaft recht sein, wurden durch sie ja doch die eignen Stammgenossen gnädig davor bewahrt, sich fernerhin in die unreinen Geschäfte dieser Welt mischen zu müssen; die Hasmonäer und ihr Anhang, der unter dem Namen der Sadducäer wohl bekannter ist, hatten weniger Veranlassung, sich zu freuen; denn sie kostete die Einmischung der Römer ihre selbständige Herrschaft, und es brauchte schon einen herzlich schwachen Charakter wie Hyrkan II. dazu, um mit den Römern seinen Frieden zu schließen. Dieser Hyrkan, der ältere der beiden erwähnten Söhne Alexandras, war durch den siegreichen Pompejus als Hoherpriester an die Spitze des jüdischen Volkes gestellt worden; aber auf diesem zum Teil auch politisch verantwortungsvollen Posten wäre er so ziemlich verloren gewesen — man hat ihn gelegentlich treffend eine priesterliche Schlafmütze genannt —, wenn nicht hinter ihm unablässig ein Mann gestanden hätte, der für ihn dachte — ohne sich selber zu vergessen. Sein Name

war Antipater; er war von den Idumäern gekommen, dem
wandten Nachbarvolke der Juden, das Johann Hyrkan zu
nahme des jüdischen Gesetzes gezwungen hatte. Ob er
geborner Idumäer gewesen sei, wissen wir nicht genau, e
widersprechen sich die Nachrichten über die Ehrbarkeit
Eltern. Jedenfalls besaß er die Klugheit, einzusehen, daß
nicht weniger als die Hilfsbedürftigkeit Hyrkans die
leistung der Römer dienlich sein könne, welch letztere z
langen er sich nur die Mühe nicht müsse verdrießen lassen.
diesem Wege hatte er es bis zum Prokurator von Judä
bracht, und unter dem Eindruck der von Cäsar ihm gewo
Gunstbezeugungen durfte er es wagen, selber zwei seiner S
Phasael und Herodes, als Statthalter einzusetzen, jenen i
rusalem, diesen in Galiläa. Herodes hält damit seinen E
in die Geschichte; er war damals fünfundzwanzig Jahre
Eine Szene, die sich kurz nachher — wohl im Jahre 47 oder 4
zugetragen hat, mag uns zeigen, mit wem wir es zu thun h

In Jerusalem ist unter Hyrkans Vorsitz das Syned
versammelt; es soll Herodes zur Rechenschaft ziehen, daß
Galiläa an einem Räuberhauptmann Ezechias und vielen s
Spießgesellen aus eigenster Initiative das Todesurteil voll
hat, das zu fällen sonst nur dem Synedrium zusteht. He
erscheint, aber er kommt in dem Purpurkleide und in gr
Kopfputz und umgeben von schwerbewaffneter Mannschaft.
hatten die Synedristen noch nicht erlebt, und der unerw
Anblick schließt ihnen den Mund; am allerwenigsten wagt Hy
zu reden, dem überdies der römische Statthalter in Syrien
geschärft hat, er möge nur ja mit Herodes säuberlich umg
Als endlich doch ein Pharisäer, Sameas, sich ein Herz faßt
das Schweigen bricht, um den Richtern scharf ins Gewisse
reden, wird es Hyrkan so unheimlich zu Mute, daß er
Sitzung auf den folgenden Tag verschiebt. Das war Her
gerade recht, um, von Hyrkan selbst unterstützt, über Nach
verschwinden. Er kam zwar wieder, aber nicht, um sich
Gericht zu stellen, sondern mit mächtigem Heere, um Jerusalem
belagern, weil es gewagt hatte, ihn vor Gericht zu fordern! V
und Bruder mußten sich ins Mittel legen, um ihn zum Rü
zu bewegen, und er gab nach, weil er selbst einsah, daß für
Augenblick es ihm genug sein könne, den Juden seine M
gezeigt und einen ordentlichen Schrecken eingejagt zu ha
Als wenige Jahre später Antipater starb, konnte er die
friedigung mit ins Grab nehmen, daß er einen Sohn hi
lasse, der den von ihm eingeschlagnen Weg weiter wandeln w

Herodes war unterdessen zum Statthalter von Cölesy
vorgerückt. Wollte er in den Wirren zwischen den römi
Machthabern seiner Zeit nicht selber zu Grunde gehen, so m
er lernen, verschiednen Herren nach einander dienen; abe
brachte es fertig, weil er in jedem von ihnen stets
den Römer erkannte und verehrte, und darin hatte er e
entschiednen Vorteil vor seinen Gegnern aus dem jüdischen V
die nicht müde wurden, ihn bei den Römern anzuschwärzen
zu verklagen, ohne daß ihnen doch an der Freundschaft mit R
das Mindeste gelegen hätte. So konnten sie es denn auch n
verhindern, daß Antonius den Phasael und den Herodes
Tetrarchen des jüdischen Landes einsetzte.

2

Es gab für die Neugewählten bald genug zu thun; d
Hyrkans II. Neffe, Antigonus, der an der Spitze des jüdis
Adels stand, benutzte einen Einfall der Parther, um sich
Weg zur lange ersehnten Königsherrschaft über Judäa glü
zu erkämpfen. An Sympathien fehlte es ihm nicht; denn,
wohl selber ein gemeiner Charakter, hatte er für sich, was
rodes sich nicht geben konnte, die Abstammung von rein jüdis
und sogar edelhasmonäischem Blute. Es wurde für Hero
ein kritischer Augenblick, zumal als sein Bruder Phasael
Hyrkan zusammen, die man unter dem Schein einer Friede
mission ins parthische Lager gelockt hatte, die Gefangnen
Parther geworden waren. An Widerstand war nicht
denken; so brachte Herodes die Seinen auf eine Festung
Sicherheit; er selber setzte die Reise fort durch Arabien
Alexandrien und — den Lockungen Kleopatras und den her

Stürmen zum Trotz — auf dem Meere weiter nach Rom. hatte bisher immer geholfen; darauf kam Alles an, ob es m Augenblick der größten Entscheidung, seine Hand nicht m abziehen werde. Er trug Antonius seine Sache vor; Geldsummen machten seine Gründe schwerwiegender, und Antigonus sprach ganz entschieden, daß er die Römer gen hatte und mit Hilfe der Parther König geworden Auch Oktavian ließ sich überzeugen, und so kam es, daß enat in feierlicher Sitzung — es war im Jahre 40 — erodes als König von Judäa proklamirte, schon sieben nach seiner Ankunft in Rom. Das war mehr, als was s hatte hoffen dürfen, und wohl wert, daß er auf dem l ein festliches Opfer verrichtete: Paris vaut bien une Das war der neugewählte König der Juden!

r war es freilich erst dem Namen nach, und seine erste be bestand darin, daß er sich das Land seiner Königs- aft noch erobern mußte. Den Höhepunkt dieses Kampfes die Belagerung von Jerusalem. Die Stimmung in der war entschieden gegen den halbjüdischen König. Nur vei Pharisäern, dem schon erwähnten Sameas und Polio, wir, daß sie dazu rieten, ihm die Thore zu öffnen; offenbar sie keinen Grund, über seine Herrschaft anders zu ur- als über die römische Fremdherrschaft. Schließlich aber n sich die Thore vor der Gewalt aufthun, und das römische es Sosius, das Herodes zum Siege verholfen, flutete in adt hinein, ohne Schonung plündernd und mordend, bis s selber ihm Einhalt gebot, sich besinnend, daß er jetzt nehr bloß dem Titel nach der Juden König sei. Nur die ausgesprochen feindliche Gegenpartei galt, die Aristo- in deren Händen bisher die Macht gelegen hatte, kannte e Gnade; fünfundvierzig wurden hingerichtet; nebenbei Herodes ihr Geld gut gebrauchen, um Antonius und seinen en seinen Dank zu zahlen. Durch ihr Geld wußte er h zu bewirken, daß des unglücklichen Antigonus Tage t wurden: auf Antonius Befehl wurde er zu Antiochien chtet, der letzte König der Hasmonäer.

lber Herodes war noch nicht fertig mit den Hasmonäern. Stellung gegen die, die im Grunde eine gegebene ge- wäre, sobald er darauf ausging, sich an ihre Stelle zu hatte er selbst dadurch unendlich verwickelter gestaltet, sich mit einer Hasmonäerin vermählt hatte, Mariamne, kelin Hyrkans II. In ihr hatte er ein Weib gewonnen, mit ganzer Leidenschaft lieben konnte; aber in ihrer Alexandra fand er einen Charakter, der, ins Weibliche t, dem seinigen vielleicht von seiner ganzen Umgebung nlichsten war, und das war für ihn nicht zu ertragen. lexandra ist es nicht zu verargen, daß sie am eignen mehr hing als an ihrem Schwiegersohne, und der eigne Aristobul, damals ein sechzehnjähriger Jüngling, war hervorragender Schönheit, daß Leute meinten, er könne so wie seine Schwester) keinen Menschen, sondern nur Gott zum Vater gehabt haben. Der Knabe fing an, s fürchterlich zu werden. Seine Mutter hatte an Kleo- geschrieben, daß sie ihm zum Hohenpriestertum behilflich öchte, und Kleopatra, die sich einst vergeblich angestrengt Herodes für sich einzunehmen, hatte jetzt allen Grund, gen ihn einnehmen zu lassen: schon wurde Antonius ristobul aufmerksam und begehrte ihn zu sich. Aber ffnungsfreudigen Jüngling dem mächtigen Römer über- schien Herodes allzugefährlich; er wählte von zwei Uebeln inere und erteilte Aristobul die hohepriesterliche Würde, die er wenigstens an die Scholle gebunden wurde. dras Ehrgeiz hatte damit etwas erreicht; was ihr aber war die Freiheit der Bewegung; denn Herodes hielt es t, sie in seinem eignen Palaste wohnen zu lassen, und in scharfes Auge auf sie. Es wurde ihr so enge, daß s neue an Kleopatra schrieb, und Kleopatra lud sie t ihrem Sohne zu sich ein. Der Fluchtversuch war aufs vorbereitet: Zwei Särge wurden gerüstet; des Nachts man darin Mutter und Sohn zum Meere schaffen, wo in Schiff warten sollte. Aber die Gelegenheit war für Diener des Herodes, der in Ungnade gefallen war,

gerade günstig, um sich durch die Entdeckung des Anschlages bei seinem Herrn wieder gut anzuschreiben. Herodes ließ die Sache so weit gedeihen, bis er die Schuldigen auf frischer That ertappen konnte. Er wußte, wie er sich zu benehmen hatte, wenn er nicht Kleopatras mächtigen Zorn gegen sich herauf- beschwören wollte, und strafte nicht; aber er vergaß auch nicht.

Allmählich waren auch dem Volke die Augen aufgegangen über die Schönheit seines jungen Hohenpriesters. Es kam das erste Laubhüttenfest, da er seines Amtes waltete: er that es mit so viel Anmut und Würde, und das hohepriesterliche Ge- wand stand ihm so wohl an, daß die Zustimmung des Volkes laut wurde und es auch die Wohlthaten, die es seinen Vor- eltern verdankte, zu rühmen begann, lauter als unter der Re- gierung eines Homo novus gerade rätlich war. Zu Jericho fand darauf ein festliches Gelage statt. Nach Tisch wurden allerlei Spiele gemacht; Herodes schien gut gelaunt und spielte selber mit; es war aber ein so heißer Nachmittag, daß man bald matt wurde. Man begab sich zu den großen Fischteichen um den Palast, um sich abzukühlen; bei einbrechender Dämmerung begann man noch zu baden. Herodes sprach Aristobul zu, sich auch unter die fröhliche Gesellschaft zu mischen, und Aristobul gehorchte. Im Wasser wurde das Spiel fortgesetzt und — geendigt: man hatte den jungen Hohenpriester so lange unter- getaucht, bis er erstickt war. Jäh war die helle Freude in tiefe Bestürzung gewandelt. Die Mutter war außer sich vor Schmerz; Herodes weinte und konnte nicht genug sagen, wie leid ihm sei um seinen Schwager; er that hernach auch Alles, um sein Begräbnis so prunkvoll als möglich zu gestalten, und gab ihm viel kostbare Sachen ins Grab mit. Am meisten Mühe kostete es Alexandra, an die Aufrichtigkeit seiner Trauer zu glauben; sie schüttete ihr Herz wieder der Kleopatra aus, und Antonius, der gerade nach Laodicea kam, zitirte Herodes vor sich. Es war für ihn wieder ein kritischer Augenblick; denn diesmal hatte er entschieden kein gutes Gewissen mit sich zu Antonius zu bringen. Auch der Abschied von Mariamne wurde ihm schwer; er wußte, daß Antonius ihre Schönheit nicht verborgen geblieben sei, seitdem er ein Bild von ihr zu sehen bekommen hatte. Er empfahl sie der Fürsorge seines Oheims Joseph, zugleich Gemahls seiner Schwester Salome, mit dem gemessenen Befehl, sie nicht am Leben zu lassen, falls er selbst nicht zurückkehre. Man erwartete ihn nicht zurück, und es war eine große Ueberraschung, als plötzlich Briefe von ihm kamen, die davon erzählten, wie Antonius alle Zweifel an seiner Unschuld völlig niedergeschlagen habe und ihn auf alle mögliche Weise ehre. Bald darauf kam er in eigner Person; er fand die Dinge nicht, wie er gewünscht hatte: Mutter und Schwester wußten ihm zu erzählen, daß Alexandra einem Ge- rüchte von seinem Tode gar zu willig Glauben geschenkt habe, und die Schwester fügte gar hinzu, daß ihr Mann, Joseph, mit Mariamne zu vertraulich umgegangen sei. Ein alter italienischer Dichter, der diese Szenen dramatisirt hat, läßt Herodes von Frau Gelosia (Eifersucht) besessen sein; er hat ihn recht verstanden, und Salome kannte ihren Bruder. Ma- riamne beteuerte zwar ihre Unschuld, aber sie war unvorsichtig genug, ihrem Manne zu verstehen zu geben, wie schwer ihr werde, gerade seinen Tötungsbefehl als Liebeserweis gegen sie zu begreifen. Das war Herodes zu viel. Hatte denn also Joseph sein Geheimnis an Mariamne verraten, was brauchte er eines weitern Beweises für die Richtigkeit von Salomes Anklage? Joseph mußte mit dem Tode büßen, Alexandra wurde ins Gefängnis gelegt; nur an Mariamne scheint die Gefahr gnädig vorübergegangen zu sein. Herodes liebte sie aufrichtig: um ihretwillen hatte er einst sein erstes Weib, Doris, mitsamt ihrem Sohne verstoßen, und so lange sie lebte, verband er sich mit keiner andern, obwohl er im ganzen mit zehn Frauen verheiratet gewesen ist. War es der Zauber, den sie auf ihn ausübte, war es politische Klugheit? Als nicht sehr lange darnach Kleopatra nach Jerusalem kam und sich bei ihm aufhielt, wandelte ihn eher die Lust an, die verführerische Aegypterin zu töten als zu lieben. Er widerstand freilich der blutigen Versuchung und entließ sie reich beschenkt nach ihrer Heimat.

Bertholet

Die Behandlung der Lehrfrage auf der Synode der deutschen Brüderunität

Die Lehrsynode der Brüdergemeine ist vorüber. Kirchenzeitungen und Sonntagsblätter aller Art haben monatelang Sorge dafür getragen, daß die Augen weiter Kreise der evangelischen Christenheit mit Spannung nach dem stillen Synodalsaal in dem weltabgeschiednen Herrnhut blickten. Schon manche Synode der Brüdergemeine hat dort getagt, aber wohl keine, deren Verlauf und deren Entschließungen auf ein so weitgehendes Interesse rechnen durften. Und in der That war es ja selbst für den der Brüdergemeine Fernstehenden eine unter kirchengeschichtlichem Gesichtspunkt nicht ganz uninteressante Frage: Wie wird der in der Brüdergemeine so heftig entbrannte Lehrkampf in diesem Kreise ausgetragen werden? Wird die Brüdergemeine die unter der Hand, der Mehrzahl ihrer Glieder vielleicht unbewußt, in ihre engen Grenzen eingedrungne moderne Theologie in ihrer Mitte dulden, ja wird sie am Ende einen Bund mit dieser Richtung schließen? oder wird sie von dem „Gift moderner Anschauungen" sich frei zu machen suchen und vielleicht gar mit der modernen Theologie den Wissenschaftsbetrieb überhaupt aus ihren Grenzen bannen? Und mancher mit den Verhältnissen näher vertraute Beobachter mag sich die Frage vorgelegt haben: Wird die Brüdergemeine, die doch von ihren ersten Anfängen an vorwiegend Laienkirchlein gewesen ist, überhaupt in der Lage sein, nach rein innerlichen, prinzipiellen Gesichtspunkten die vorliegende Frage zu entscheiden, oder wird nicht die Wucht der ihr gestellten praktischen Aufgaben im Reiche Gottes, ferner die Rücksicht auf die ihr befreundeten Kreise in den Landeskirchen und vor allem der in ihrer eignen Mitte in bisher unerhörter Stärke erwachte konfessionalistische Zug auf die zu treffende, schwerwiegende Entscheidung von vornherein bestimmend wirken?

Dies die Fragen, die auch manchen Leser der Christlichen Welt im Blick auf jene Lehrsynode beschäftigt haben mögen, und die es gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn im Folgenden der Versuch gemacht wird, den Gang und die Ergebnisse der Verhandlungen in Kürze zu skizziren,*) zumal wir der Ueberzeugung sind, daß in der That in ihnen manches Moment zu Tage getreten ist, das der allgemeinen Beachtung wert ist. Dabei verhehlen wir uns keineswegs, daß es einen großen Unterschied bedeutet, ob die Lehrfrage auf einer Brüdersynode verhandelt wird, deren Mitglieder zum größten Teil schon längst durch persönliche Bande aller Art sich nahestehen, oder auf landeskirchlichen Synoden, auf denen die Teilnehmer von vornherein zu verschiednen, mehr oder weniger schroff gegen einander abgegrenzten Parteien auseinandertreten. An Gegensätzen, und zwar tiefgreifenden, hat es freilich auch in Herrnhut nicht gefehlt. Aber vor irgendwelcher Parteibildung ist die Synode gnädig bewahrt geblieben. Ja man hütete sich fast ängstlich, überhaupt nur diesen dem parlamentarischen Leben entlehnten Begriff auf die vorhandnen Gegensätze anzuwenden. Man redete auch nicht von Positiven und Liberalen, noch weniger von Gläubigen und Ungläubigen. Man sprach von „verschiednen Ueberzeugungsgruppen," von „Brüdern der ältern und jüngern Richtung" und brachte damit sofort zum Ausdruck: Sind Gegensätze unter uns vorhanden, so achten wir sie als Ausfluß der persönlichen Gewissensüberzeugung, ja wir achten auch im Gegner unsern Bruder, dem das Wohl der Gemeine ebenso sehr wie uns am Herzen liegt. Das schloß nicht aus, daß es unter Alten und Jungen manche gab, die in Bezug auf die Andersdenkenden die Ueberzeugung hegten: Wenn ihrs auch gewiß nicht wollt, thatsächlich schädigt, ja zerstört ihr die Gemeine. Und darum war der Ernst der Lage trotz aller im Ton der Verhandlungen waltenden Brüderlichkeit doch groß, und oft genug meinte man an dem Punkte zu stehen, wo jede weitergehende Verständigung ausgeschlossen schien. Gerade die vier- bis fünftägige Generaldebatte, bei der uneingesch Redefreiheit herrschte,*) brachte dies Ergebnis klar zu Es war als ein Hauptgewinn derselben zu betrachten, d die Möglichkeit einer Ausgleichung der Lehrdifferenzen kein Mitglied der Synode mehr zu denken wagte. Die schiede der dogmatischen und historischen Schriftbetrachtun verschiedenartige Wertung des intellektuellen Faktors au giösem Gebiet und damit eng zusammenhängend die we einander abweichenden Grenzbestimmungen bezüglich de hältnisses von Theologie und Glaube, endlich die Unter in der Betonung der menschlichen Seite in der Pers Herrn, besonders nach Seiten seiner Irrtumsfähigkeit, al klar und unverhüllt zu Tage tretenden Differenzen ließen Bemühen um einen eigentlichen Ausgleich auf dem Gebi theologischen Erkenntnis als völlig aussichtslos erscheinen mag wohl sein, daß mancher mit Art und Wesen der logischen Arbeit weniger Vertraute mit der Hoffnung au solchen Ausgleich an die Verhandlungen herangetreten ist Schluß der Generaldebatte mußte diese Hoffnung auf alle als gescheitert angesehen werden. Dennoch konnte der sitzende dem Gefühl der Freude darüber Ausdruck geben während in parlamentarischen Körperschaften sonst am derartiger Verhandlungen die Gegensätze nur um so s auseinanderzuklaffen pflegen, man sich in dieser Debatte gekommen sei. Das hatte nur dadurch geschehen können die Erkenntnis Platz gegriffen hatte: Wollen wir übe Verständigung erstreben, so darf sie nicht auf dem Ge theologischer Erörterungen gesucht werden. Denn in einem Kreise von „Brüdern" wird doch die Erkenntn folge der individuellen Schranken, in die sie bei jedem Ein beschlossen ist, viel eher trennend als verbindend wirken. ständigung, vollends Einigung kann überhaupt nur auf de dem Streit der Meinungen um Methoden, Hypothese offne Fragen fernabliegenden Gebiet der persönlichen giösen Ueberzeugung, des „Herzensglaubens," w es in der Brüdergemeine seit den Tagen Zinzendorfs g bezeichnen pflegt, gefunden werden. Auf diesem innerste heiligsten Gebiet des persönlichen Lebens nach einem Eini punkt zu suchen, das ist nun aber vollends der für eine allein gewiesene Weg. Jedes Bemühen, auf dem Wege logischer Erörterungen eine innere Einheit anzustreben, v jeder Versuch einer Synode, auf die theologische Forschu solche bestimmend einzuwirken, muß mißlingen. Denn er ebenso sehr auf einer Verkennung des Wesens wissenscha Arbeit, wie auf einer Verkennung der Eigentümlichkeit de Synode gestellten Aufgabe. Die Synode einer Kirche is Theologenversammlung, folglich darf sie auch eine Fra die vorliegende nicht mit einem spezifisch theologischen M messen. Am wenigsten eine Brüdersynode. Daß sie die nach Zulässigkeit einer bestimmten theologischen Richtung i Mitte nicht an deren Stellung zum kirchlichen Dogma i scheidender Weise prüft, ist für sie selbstverständlich.

Aber selbst von ihrer Stellung zur heiligen Schri die Anerkennung einer bestimmten Theologie innerha Brüdergemeine nicht im letzten Grunde abhängig gemacht Und zwar erstens darum nicht, weil der Maßstab: Wie du dich zur heiligen Schrift? überhaupt nur auf dem Theologie unsrer Tage so gut wie ausnahmlos ver Boden der Verbalinspiration sicher gehandhabt werden Zweitens aber auch darum nicht, weil dann die Entsch sie möge für oder wider die moderne, das heißt i liegenden Fall die gegenwärtig am Seminar in Gna vertretne Theologie ausfallen, unbedingt gleichzeitig ein scheidung für die eine oder die andre der sich befe großen Parteien der evangelischen Kirche in sich schließen Mit andern Worten: Wollte die Brüdergemeine die

*) Vgl. Nr. 44 und 45 der Chronik der christlichen Welt. Hier wird ein Ueberblick über die Verhandlungen gegeben, der die wichtigsten Berichte, Anträge und Erklärungen zum Abdruck bringt. Dieser Bericht der Chronik muß für die folgende Darstellung als bekannt vorausgesetzt werden.

*) Die auffallende Länge der meisten Herrnhuter Synoden sich wohl zum guten Teil aus dem Fehlen jeglicher Parteibild damit zugleich auch aller Parteidisziplin. Nur ausnahmsweise Sprecher, die im Namen einer größern Gruppe reden. Die reden ausschließlich für die eigne Person, und daher wird i viel und lange geredet.

nde Lehrfrage auf dem Gebiete der theologischen Erkenntnis Austrag zu bringen versuchen, so würde sie damit unrettbar in das kirchliche Parteiwesen verwickeln, ja in das Schlepp- einer der großen Parteien, der orthodoxen oder der liberalen ten, und ihrer kirchlichen Selbständigkeit wäre damit ein empfindlicher Stoß versetzt. Die Synode würde somit einem derartigen Vorgehen einen unter kirchenpolitischem chtspunkt schwerwiegenden Fehler begehen. Kirchenpolitische ägungen machen es ihr zur Pflicht, die vorliegende Frage inem Maßstab zu entscheiden, der dem eigentümlichen Wesen Brüdergemeine entnommen ist und daher völlig außerhalb irchlichen Parteien und ihrer Arena liegt, dessen Anwendung m auch die Brüdergemeine in keinerlei Abhängigkeit vom lichen Parteiwesen zu bringen droht.

Dies die wichtigsten Gedanken, die hin und wieder, am ucksvollsten und ausführlichsten von dem Dezernenten für theologische Seminar in der Kirchen- und Schulabteilung Direktion geäußert wurden, und die sich die Synode in der ptsache angeeignet hat. Es war dies freilich wohl nur m möglich, weil es nach einem dem innersten Wesen der dergemeine entsprechenden, von dem theologischen Streit des s fern abliegenden Maßstab nicht erst lange und mühsam suchen galt, sondern weil dieser aus kirchenpolitischen nden empfohlene Maßstab sich aus innerlichen Gründen nach ingen Generaldebatte den Synodalen wie von selbst aufdrängte. eingehenden Verhandlungen hatten denn doch nicht nur weit- nde Lehrunterschiede an den Tag gebracht, sie hatten viel- : vor allem eine weitreichende Gemeinsamkeit in den ubensüberzeugungen erkennen lassen. Ein breiter gemein- r Boden war entdeckt, auf dem Alte und Junge sich als der zusammenfanden, auf dem auch eine fernere Arbeits- einschaft im Reiche Gottes wohl bestehen konnte. Aus allen en, nicht am wenigsten gerade auch aus den eingehenden legungen der Seminardozenten klang mit wohlthuender reinstimmung das Zeugnis des Herzensglaubens an Christus, Heiland und Versöhner, den Gottes- und Menschensohn us. Auf das persönliche Jüngerverhältnis zu ihm, auf das re Gebundensein von Herz und Gewissen an ihn, den Ein- ornen vom Vater voller Gnade und Wahrheit, auf den ssen, freudigen Versöhnungsglauben, der seine Kraft vor n aus dem Kreuzestode des Heilands schöpft, mit einem t: auf die praktischen Beziehungen des Herzens zum n wurde von allen Seiten der entscheidende Nachdruck gt. Und dem gegenüber trat selbst bei den mehr orthodox ichteten die Betonung der lehrhaften Ausprägung und logischen Vermittlung der Glaubensgedanken weit zurück. se je länger je mehr zu Tage tretende Uebereinstimmung dem, was des Christenglaubens Kern und Wesen ist, hat nicht Wenige überraschend gewirkt wie eine freudige Ent- ung. Denn auf Grund davon erhielten sie in ihrem Ge- en die Erlaubnis, das zu thun, wozu der Zug des Herzens von Anfang an getrieben hatte: den Brüdern zur Linken innerer Ueberzeugung die Bruderhand zu reichen. Einer unser Meister, also sind wir unter einander ider, diese neugeschenkte Gewißheit war der schönste, wert- ste Ertrag der mit großer Offenheit gepflognen Verhand- gen. Und die Synode nahm diese Erkenntnis und das it wiederkehrende Vertrauen hin als ein gnädiges Geschenk Dem, den sie oft und mit Ernst um einen Ausweg aus Wirren angerufen hatte. Zugleich aber empfand sie nun die Verpflichtung, diese Entdeckung einer auf dem innersten iet des Herzensglaubens wirklich vorhandnen Gemeinschaft die Entscheidung der sie bewegenden Lehrfrage in maß- ender Weise zu verwerten. Und so vereinigten sich denn eben angedeuteten mit den zuvor erwähnten mehr kirchen- tischen Erwägungen, und beide Gedankenreihen führten zu Endergebnis: das Vorhandensein des lebendigen Herzens- ubens an den Heiland, das ist der einzig angemessene ßstab, an dem wir als Brüdersynode die Lehr- und minariumsfrage zur Entscheidung bringen müssen. Die ige Schrift ist damit nicht beiseite geschoben. Denn der land, zu dem wir uns bekennen, ist der Christus der

Schrift. In dem gekreuzigten und auferstandnen Herrn erkennen wir den Mittelpunkt der ganzen heiligen Schrift, die darum von ihm aus verstanden uns der oberste Maßstab unsrer Glaubenserkenntnis, unsers Glaubensbekenntnisses und unsrer theologischen Lehre ist.

An diesem Maßstab gemessen konnte nun die gegenwärtig am theologischen Seminar der Brüdergemeine herrschende Theologie als eine in dieser Gemeine zulässige und existenzberechtigte bezeichnet werden, weil man im Blick auf die dort thätigen Lehrer ja die Hoffnung hegen durfte, daß, wie ihre wissenschaftliche Arbeit sie selbst dem Heilandsglauben der Gemeine nicht entfremdet habe, so auch für ihre Schüler in dieser Hinsicht keinerlei innere Schädigung zu befürchten wäre.

Aber aus allem Bisherigen geht klar hervor: die Anerkennung galt nicht der modernen Theologie als solcher, sondern den zwar in ihrer theologischen Denkweise modern gerichteten, dabei aber in dem lebendigen Glauben der Gemeine stehenden Männern, und sie wurde ihnen nicht um ihrer Theologie, sondern um ihres Glaubens willen zu teil, um ihrer Theologie willen höchstens nach der negativen Seite, weil man sich überzeugt hatte, daß diese nicht in einem Gegensatz zum Glauben der Gemeine stehe, ja diesem kein wirkliches Hindernis bereite. Weiter ist die Anerkennung der modernen Theologie als solcher nicht gegangen. Ja, um der Wahrheit willen muß es offen ausgesprochen werden: der Mehrzahl der Synode wäre das Vorherrschen einer andern Richtung am Brüderseminar erwünscht gewesen, vorausgesetzt daß ihre Vertreter als christliche Persönlichkeiten und Lehrer der akademischen Jugend die gleichen Garantien böten wie die gegenwärtig angestellten. Weil aber in dieser Hinsicht der Brüdergemeine aus naheliegenden Gründen keine Auswahl zur Verfügung steht, so überwog das Gefühl der Dankbarkeit, daß die Gemeine zu den gegenwärtig wirkenden Dozenten unter den entscheidenden persönlichen Gesichtspunkten ein volles Vertrauen haben könne.

Es wäre somit nach allem sehr verkehrt und würde eine völlige Verkennung des eigentlichen Sachverhaltes bedeuten, wollte man aus der friedlichen Lösung des Konflikts oder aus der Anerkennung und uneingeschränkten Weiterführung des theologischen Seminars in Gnadenfeld auf einen Sieg der modernen Theologie innerhalb der Brüdergemeine schließen. Ein solcher hat nicht stattgefunden und konnte überhaupt nicht stattfinden, weil eben die Synode die Stellungnahme zu einer bestimmten theologischen Schule als außerhalb ihrer Aufgabe und Kompetenz liegend erachtet und grundsätzlich abgelehnt hat.

Hat die Brüdergemeine damit auf eine grundsätzliche Entscheidung der ganzen Frage überhaupt verzichtet? Wir meinen das getrost verneinen zu dürfen. Sie hat vielmehr klar und bestimmt den Grundsatz ausgesprochen: Die Entscheidung über Zulässigkeit einer theologischen Richtung hängt im letzten Grunde stets von der Persönlichkeit der in Frage kommenden Theologen ab. Wo diese im lebendigen Glauben der betreffenden Kirchengemeinschaft steht, das heißt für die Brüdergemeine vor allem, wo von dem betreffenden Theologen Christus im Glauben als Erlöser angeeignet wird, da ist für seine Wirksamkeit in der Gemeine voller Raum, und wenn er im übrigen die unumgängliche wissenschaftliche Ausrüstung und das erforderliche Lehrgeschick besitzt, so steht auch seiner Thätigkeit als Lehrer der künftigen Diener der Gemeine kein prinzipielles Bedenken mehr im Wege.

Will man drum von einem Sieg reden, der auf der Synode der Brüderunität erfochten worden ist, so darf man sagen: Gesiegt hat das brüderliche Vertrauen auf Grund der aufgewiesenen Glaubenseinheit über allen Konfessionalismus, der die Anerkennung des Andersdenkenden von seiner Zustimmung zu einer Summe kirchlicher Lehrsätze abhängig macht. Alte und Junge haben in Herrnhut auf Grund des gemeinsamen Glaubens an den Herrn aufs neue Vertrauen zu einander fassen gelernt. Daß das größere Maß von brüderlichem Entgegenkommen dabei von den Vertretern der ältern Richtung gefordert worden ist, liegt auf der Hand. Sie haben drum vielleicht ein noch größeres Recht, von einem Siege zu reden, als die Jungen. Unsre Freunde in den Landeskirchen werden

es verstehen können, wenn sich die Brüdergemeine über diesen Sieg des brüderlichen Vertrauens tausendmal mehr freut, als wenn sie den Sieg einer bestimmten Richtung zu verzeichnen hätte.

Ob der Weg, den die Synode in Herrnhut gegangen ist, außerhalb der Brüdergemeine verstanden werden wird? Für die Synode der Brüdergemeine, das sei hier offen ausgesprochen, trat diese Erwägung naturgemäß zurück. Man war vielmehr darin einig, daß, so wertvoll, ja fast unentbehrlich das Wohlwollen und Vertrauen weiter Kreise der evangelischen Christenheit für die Brüdergemeine ist, zumal im Blick auf die von ihr gethane Missionsarbeit, dennoch zunächst keinerlei Utilitätsrücksichten auf die Entscheidung der vorliegenden Frage einen bestimmenden Einfluß gewinnen dürften, sondern daß die Brüdergemeine, unbeirrt durch Gunst oder Mißgunst andrer Kreise, diese Frage selbständig in der durch ihr Wesen und ihre ganze Geschichte geforderten Weise zu lösen suchen müsse. Diese Lösung, zum mindesten doch den Weg zu ihrer endgiltigen Lösung, glaubt sie mit Gottes Hilfe gefunden zu haben. Ihm darf sie es drum auch überlassen, ob er sie noch ferner der Mitarbeit im Aufbau seines Reiches hier auf Erden würdigen und das für diese Wirksamkeit ihr unentbehrliche Vertrauen andrer Kreise auch in Zukunft ihr zuwenden will.

Ernst Reichel

Zwei nicht genug gewürdigte Meister der deutschen Lyrik

Die Novellen Theodor Storms und Konrad Ferdinand Meyers sind weiten Kreisen wohlbekannt; die Gedichte der beiden werden verhältnismäßig wenig gewürdigt. Ob solche Nichtachtung der Lyrik das Zeichen einer besondern Reife der ästhetischen Bildung ist? Wohl können wir uns freuen, daß das deutsche Volk nicht mehr thatenarm in lyrische Stimmungen versunken wie Schillers Poet die Teilung der Erde verträumt. Wir haben zu viel von dem Hauche Bismarckschen Geistes verspürt, um uns nach dem Gefühlsüberschwang einer rein litterarisch interessirten Zeit zurückzusehnen. Allein zu bedauern ist es doch, daß mit dem wachsenden Realismus dem Geschlecht unsrer Tage vielfach das Verständnis für die zartesten und innerlichsten Regungen und Aeußerungen des deutschen Volksgemütes entschwunden ist. Auch den gereiften Männern der Praxis kann es nicht schaden, wenn sie sich zuweilen durch einen Trunk aus dem unerschöpflichen Liederquell unsres Volkes erfrischen und erheben lassen. Die echte Lyrik will nicht nur ein Blumengarten für anmutig schwärmende Jungfrauen und sentimentale Jünglinge sein; sie will mehr für unser Geistesleben bedeuten, sie will auch dem, der mitten im Kampfe steht und mit der rauhen Wirklichkeit zu rechnen hat, Blüten und Früchte spenden. Seichte Goldschnitts- und Durchschnittspoeten freilich werden diese Wirkung nicht erzielen. Dichter wie Theodor Storm und Konrad Ferdinand Meyer dagegen vermögen auch tiefgewurzelte Vorurteile gegen die Lyrik zu zerstören. Aus ihren Gedichten schauen nicht flache und süßlichlächelnde Modejournalgesichter heraus, sondern scharfgeschnittene Charakterköpfe, die bei jeder erneuten Betrachtung immer größeres Interesse erwecken.

1. Theodor Storm*)

Theodor Storm — geboren 1817 zu Husum in Schleswig, gestorben 1888 zu Hademarschen — zeigt auch in seinen Dichtungen den Typus des Norddeutschen. Eine zurückhaltende, etwas herbe Natur, sagt er eher zu wenig als zu viel. Nirgends drängt das Gefühl sich wortreich hervor. Was das Herz tief und zart empfunden hat, wird oft nur durch eine kurze Wendung leise angedeutet. Selbst wenn es drinnen in der Brust stürmt und tobt, verrät bisweilen nur ein Beben der Lippen den bittern Schmerz und harten Kampf. Wie jeder echte Meister, so weiß auch Storm durch die einfachsten Mittel bedeute Wirkungen hervorzubringen. Durch wenige, im Volkslied gehaltene Zeilen hindurch läßt er nicht selten erschütter Tragödien ahnen. So in dem Gedichte „Elisabeth.“ liegt doch alles in den schwermütigen, kurz abgebrochnen Kla der jungen Frau, die gezwungen worden ist, einen ungelie Mann zu heiraten.

Meine Mutter hats gewollt,
Den Andern ich nehmen sollt;
Was ich zuvor besessen,
Mein Herz sollt es vergessen;
Das hat es nicht gewollt.

Meine Mutter klag ich an,
Sie hat nicht wohlgethan;
Was sonst in Ehren stünde,
Nun ist es worden Sünde.
Was fang ich an!

Für all mein Stolz und Freud
Gewonnen hab ich Leid.
Ach, wär das nicht geschehen,
Ach, könnt ich betteln gehen
Ueber die braune Haid!

Die gleiche Kunst, durch wenige Worte die ganze Tr eines Menschenschicksals hindurchscheinen zu lassen, offenbart in dem Gedicht, das die Ueberschrift „Lose“ trägt:

Der einst er seine junge
Sonnige Liebe gebracht,
Die hat ihn gehen heißen,
Nicht weiter sein gedacht!

Drauf hat er heimgeführet
Ein Mädchen still und hold,
Die hat aus allen Menschen
Nur einzig ihn gewollt.

Und ob sein Herz in Liebe
Niemals für sie gebebt,
Sie hat um ihn gelitten
Und nur für ihn gelebt.

Künstlichen Aufputz verschmäht Storm; hochtönende Phra breitgetretne Gemeinplätze liegen ihm fern. Seine Poesie durch und durch individuell; jede Seite seiner Gedichtsamml zeugt von ureigner Gestaltungskraft! Er hat nicht fer Kulissen zur Hand, die je nach Bedarf zurecht gerückt bald hierhin, bald dorthin geschoben werden; seine Lieder wa von innen her aus der jedesmaligen Lage heraus; der A druck schmiegt sich genau den besondern Erlebnissen und V hältnissen an.

Fest wurzelt Storm in seiner Heimat. Zeigt sie ihm keine südliche Farbenpracht oder abwechslungsreiche Anmut, liebt sie doch mit der ganzen Zähigkeit und Innigkeit sei norddeutschen Gemüts. Fremd ist ihm der Goethische Se suchtslaut: „Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh Er fühlt sich nur auf Schleswigs Boden wohl. Sein H gehört der kleinen, schmucklosen Vaterstadt; ihr klingt sein L

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt.
Der Nebel drückt die Dächer schwer —
— — — — — — — — —
Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

Mit scharfblickendem Dichterauge erfaßt Storm jede chara ristische Bildung, Färbung und Stimmung der heimatli Landschaft. Meisterhaft schildert er den Zauber der weltentrück rotschimmernden Haide im Mittagssonnenglanz.

Es ist so still. Die Haide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle.
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale.
— — — — — — — — —
Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Klang der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

*) Theodor Storms Sämmtliche Werke erscheinen jetzt im Westermannschen Verlage in Braunschweig, vollständig in 40 Lieferungen zu je 50 Pfg. Gesamtpreis 20 Mk. Bis jetzt liegen die ersten 10 Lieferungen vor.

Sinnig wird hier durch die beiden letztgenannten Zeilen das stimmungsvolle, feingezeichnete Landschaftsbild beleuchtet; diese Worte heben das ganze Gemälde in eine höhere Sphäre empor; sie fügen das Einzelbild in das große Weltbild ein.

Die Liebeslyrik Storms hat nichts leidenschaftlich Ueberschäumendes; das ungestüme jugendliche Sehnen und Drängen ist zur Ruhe gekommen; die Stimmung ist abgeklärt; zart und innig berühren sich die Seelen; keines Wortes bedarf es, wenn in der „Dämmerstunde" die Augen sich begegnen.

Im Nebenzimmer saßen ich und du;
Die Abendsonne fiel durch die Gardinen,
Die fleißigen Hände fügten sich der Ruh,
Von rotem Licht war deine Stirn beschienen.

Wir schwiegen beid'; ich wußt kein Wort,
Das in der Stunde Zauber mochte taugen;
Nur nebenan die Alten schwatzten fort —
Du sahst mich an mit deinen Märchenaugen.

Das Gefühl des Mannes, der auch bei räumlicher Trennung von der geliebten Frau den beglückenden Einfluß ihres Geistes auf seine Seele verspürt, spiegelt das Gedicht wieder: „Du warst es doch!"

Im bunten Zug zum Walde gings hinaus;
Du bei den Kindern bliebst allein zu Haus.
Und draußen haben wir getanzt, gelacht,
Und kaum, so war mir, hatt ich dein gedacht —
Nun kommt der Abend, und die Zeit beginnt,
Wo auf sich selbst die Seele sich besinnt!
Nun weiß ich auch, was mich so froh ließ sein,
Du warst es doch, und du nur ganz allein.

Von echtem deutschen Familiensinn sind die Kinderlieder durchweht. Der Knabe, der, so lange es hell war, umhergesprungen ist, kommt bei beginnender Dämmerung zum Vater und schmiegt sich vertrauensvoll an ihn.

Auf meinem Schoße sitzet nun
Und ruht der kleine Mann;
Mich schauen aus der Dämmerung
Die zarten Augen an.

Er spielt nicht mehr, er ist bei mir,
Will nirgend anders sein;
Die kleine Seele tritt heraus
Und will zu mir herein.

Mit leiser Wehmut blickt der alternde Vater auf sein jüngstes Kind.

Ich wanderte schon lange,
Da kamest du daher;
Nun gingen wir zusammen,
Ich sah dich nie vorher.

Noch eine kurze Strecke
— Das Herz wird mir so schwer —
Du hast noch weit zu gehen,
Ich kann nicht weiter mehr.

An die heranwachsenden Söhne werden kernige Mahnungen, Sprüche voll gesunder Lebensweisheit gerichtet.

Nimmer hehle mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue.
Doch weil Wahrheit eine Perle,
Wirf sie auch nicht vor die Säue.

Blüte edelsten Gemütes
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Herzhafte Fröhlichkeit spricht aus dem „Oktoberlied."

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden.

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal das Herz —
Stoßt an, und laßt es klingen!
Wir wissens doch: ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Freilich nicht immer lassen sich die trüben Gedanken durch Frohsinn bannen. Es steigen zuletzt im Leben Nebel auf, durch

die kein Sonnenstrahl mehr hindurchbricht. „Tiefe Schatten" hat der Dichter die ergreifenden Trauergesänge genannt, die der Gattin gewidmet sind. Ein Nachklang aus vergangnen frohen Tagen leitet die Totenklage ein. Einst hatte der Reichbeglückte gesungen:

So komme, was da kommen mag,
So lang du lebest, ist es Tag.
Ich sehe dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.

Nun ist das liebe Antlitz den Blicken entschwunden. Im Herzen und im Hause ists dunkel geworden. Fast bricht der starke Mann unter der Wucht des Leides zusammen. Tief verletzt es ihn, daß die Welt so schnell vergißt und gleichgiltig dem Schmerze gegenübersteht. Leidenschaftlich dringt aus gequälter Brust der Seufzer hervor:

Das aber kann ich nicht ertragen,
Daß so wie sonst die Sonne lacht;
Daß wie in deinen Lebenstagen
Die Uhren gehn, die Glocken schlagen,
Einförmig wechseln Tag und Nacht;

Daß, wenn des Tages Lichter schwanden,
Wie sonst der Abend uns vereint;
Und daß, wo sonst dein Stuhl gestanden,
Schon Andre ihre Plätze fanden,
Und Nichts dich zu vermissen scheint . . . .

Mitunter zwar kommen auch für den innerlich Geknickten Tage, wo neuer Lebensmut sich regt, wo es scheint, als könne noch einmal hier auf Erden das Glück erblühn. Doch nur zu bald zerrinnt das Traumbild; das Herz kehrt zur Schwermut zurück; die Gewißheit bricht hervor: ohne die Verlorne giebts kein Glück auf Erden.

Dann seh ich jenen Morgenschein,
Da wir dich hin zur Gruft getragen,
Und lautlos schlafen die Wünsche ein,
Und nicht mehr will ich das Glück erjagen.

Die Treue, die sich hier kundgiebt, ehrt den Dichter; peinigend dagegen wirkt die völlige Trostlosigkeit, mit der der Trauernde ins Leere starrt. Storm vermag sich angesichts des letzten Verhängnisses nicht zu einer befreienden Lebensanschauung zu erheben. Tod und Grab sind ihm unlösbare Rätsel; er sieht am Ende der Erdenlaufbahn nur den Abgrund, der Alles verschlingt. Er möchte in seiner Verschlossenheit gern glauben; „markverzehrender Hauch der Sehnsucht, betäubende Hoffnung befällt" ihn. Doch der Verstand zersetzt und zerstört immer wieder alle „Träume" von einem Wiedersehn; „unerbittliches Licht dringt ein," und vor ihm „dehnt es sich öde, voll Entsetzen der Einsamkeit." — Es liegen hier merkwürdige Gegensätze und Widersprüche in Storms Natur vor. Er, der sonst den tiefsten und leisesten Regungen der Menschenseele nachzugehen weiß, der bisweilen romantisches Träumen liebt, wird schroff und kalt, sobald es sich um die Würdigung und Annahme christlicher Glaubensgedanken handelt; der phantasiereiche Dichter verwandelt sich dann in einen Skeptiker. Die Hoffnung auf ewiges Leben erscheint ihm als Ausgeburt egoistischer Wünsche; mögen andre illusionsfähige Menschen sich den süßen Bildern überlassen, er meint es seiner Wahrhaftigkeit schuldig zu sein, nüchtern die Einbildungen abzulehnen. Wohl kann auch er in der Weihnachtszeit einmal in schönen Kindererinnerungen schwelgen und mit Andern schwärmen und singen:

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich heimatlich verlocken
In märchenstiller Herrlichkeit.

Allein die Märchenstimmung zerrinnt bald, und graue Skepsis bleibt übrig. In dem Gedicht „Ein Sterbender" dringen von der nahen Kirche her Orgelkänge ans Ohr des Dahinsiechenden. Die friedlichen Töne üben auf den Lebensmüden keine erhebende Wirkung aus.

Sie träumen, spricht er — leise spricht er es —,
Und diese bunten Bilder sind ihr Glück.
Ich aber weiß, daß die Todesfurcht
Sie im Gehirn der Menschen ausgebrütet.

Abwehrend streckt er seine Hände aus:
Was ich gefehlt — des Einen bin ich frei,
Gefangen gab ich niemals die Vernunft,
Auch um die lockendste Verheißung nicht!
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Doch schreibt er mühsam noch in großen Zügen,
Und Dämmrung fällt wie Asche auf die Schrift:
Auch bleib der Priester meinem Grabe fern.
Zwar sind es Worte, die der Wind verweht;
Doch will es sich nicht schicken, daß Protest
Gepredigt werde dem, was ich gewesen,
Indes ich ruh im Bann des ewgen Schweigens.

Ein trübes und doch für gewisse Kreise unsrer Gebildeten sehr bezeichnendes Bild. Zwar rein ästhetisch betrachtet sind auch die Verzweiflungsschreie des Schmerzzerrissenen ebenso wie die resignirenden Reflexionen des Alternden von großer Schönheit. Aber von reiner Aesthetik lebt der Mensch nicht. Für eine umfassende Schätzung der Stormschen Poesie bleibt eine beklagenswerte Lücke bestehn. Jeder, der fröhlich in Hoffnung über das Grab hinweg in die Ewigkeit hineinschaut, muß es bedauern, daß das edle und reiche Gemüt des Dichters nicht zu dem Glauben hindurchgedrungen ist, der im letzten Grunde dem menschlichen Leben und damit auch aller Poesie erst wahren Sinn verleiht.

Doch die ungelösten Dissonanzen in der Stormschen Lyrik sollen nicht den Schlußakkord bilden. Andre, erfreulichere Töne mögen noch erklingen.

Als die Dänen versuchten, Schleswig gewaltsam seiner deutschen Art zu entfremden, da lehnte sich gegen den fremden Geist der urdeutsche Sinn des Husumer Dichters energisch auf. Mochten Andre aus Furcht oder Eigennutz dem dänischen Einfluß Thor und Thür öffnen, er war entschlossen, den Eindringlingen nicht einen Schritt zu weichen; mochten Andre nach der unglücklichen Schlacht bei Idstedt den Mut verlieren, er schaute getrost in die Zukunft. Am 1. Januar 1851 wurde in Husum ein Denkmal geweiht, das dem Andenken der bei der Verteidigung von Friedrichstadt gefallnen Dänen gewidmet war. Ein feierlicher Festzug wurde veranstaltet. Da sang Storm:

Sie meinen, Schleswig-Holstein zu begraben.
Brich nicht, mein Herz! Noch sollst du Freude haben,
Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir selber leben, Gott sei Dank!

Lange mußte allerdings der treue Patriot sich in der Geduld üben. Zunächst wuchs die Bedrängnis. Da der charaktervolle Mann aus seiner deutschen Gesinnung keinen Hehl machte, mußte er im Herbst 1853 sein Vaterland verlassen. Ein herrliches Abschiedslied kam damals über seine Lippen. Mahnend wendet er sich zuletzt an seine Kinder:

Von meinem Arm in dieser letzten Stunde
Blickt einmal noch ins weite Land hinaus,
Und merkt es wohl, es steht auf diesem Grunde,
Wo wir auch weilen, unser Vaterhaus.
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Und du, mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem teuren Boden stand,
Hör mich! — denn alles Andre ist nur Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!
Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
Mit deiner Kinderseele nicht verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren
Und wie ein Pulsschlag in dein Leben gehn!

Preußen gewährte dem Vertriebnen eine Freistatt und ein Amt, doch das Herz des Verbannten fand keine Ruhe. Sehnsuchtsvoll schaute er nach Norden; er trauerte um die Toten, die umsonst gefallen zu sein schienen, er trauerte um die mitbegrabne deutsche Ehre.

Nicht Kranz noch Kreuz; das Unkraut wuchert tief;
Denn die bei Idstedt einst der Tod entboten,
Hier schlafen sie, und deutsche Ehre schlief
Hier dreizehn Jahre lang bei diesen Toten.

Doch, da kommt eine Kunde, die den Harrenden tief erregt: der Dänenkönig Friedrich VII. ist gestorben! Der Schall der Totenglocken klingt ihm wie Osterglockenläuten. Schon meint er von Deutschland her donnernd den Schritt der Befreier zu hören. Aber er hat sich getäuscht; nicht deutsche Bataillone rücken heran, sondern dänische Schwadronen. Da erhebt sich Storms

Lied im heiligen Zorn zum höchsten Pathos. Weil die Lebenden zögern, so werden die Toten alle zum Kampf aufgerufen:

Wacht auf, ihr Reiter! Schüttelt ab den Sand,
Besteigt noch einmal die gestürzten Renner!
Blast, blast, ihr Jäger! Für das Vaterland
Noch einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer!

Ich ruf umsonst; ihr ruht euch ewig aus;
Ihr wurdet eine duldsame Gemeinde.
Ich aber schrei es in die Welt hinaus:
Die deutschen Gräber sind ein Spott der Feinde!

Die Schmach sollte nicht lange mehr währen. Die Zeiten waren erfüllt. Kühn erhob sich der preußische Aar. Storm konnte nicht nur in sein befreites Vaterland zurückkehren, es war ihm sogar beschieden, die Aufrichtung des neuen deutschen Reiches zu schauen. Mit stolzem Selbstgefühl lebte er fortan in seiner geliebten schleswigschen Heimat, um bis zu seinem Tode als Deutscher zu denken und zu dichten. Bthn

Verschiedenes

(Lutherspiel von Dechent) Ein sympathisches Publikum füllte am Abend des 23. November einen der schönsten Säle in Frankfurt a. M., um der Premiere von Dechents „Luthertagen" beizuwohnen. Der Dichter, unsern Lesern durch seine historischen Beiträge, neulich noch über den Pfarrer Starck, früher über die schöne Seele u. a., wohlbekannt, spricht sich über sein Stück selber so aus: „Mit diesem kleinen Festspiele möchte der Verfasser vor allem solchen evangelischen Vereinen in unserm deutschen Volke dienen, die gern einmal eine Aufführung wagen möchten, dabei aber nur über eine geringe Zahl von Mitspielern zu verfügen haben und mit einem möglichst geringen finanziellen Risiko rechnen möchten." Nonnen und Kurrendeschüler singen hinter der Bühne; wo mans anders machen kann, werden sie gewiß mit guter Wirkung auf die Bühne avanciren. Luther selbst tritt nicht auf — ein großer Vorzug, denn wie viele Dilettanten würden sich an diesen Riesen wagen dürfen! Er würde auch auf die einfach-schlichte Handlung drücken, die sich vor uns abspielt. Zwischen zwei befreundeten und benachbarten Handwerkerfamilien giebt es um des Luther willen Bruch und Herzeleid, dann Versöhnung und Hochzeit. Die Anziehungskraft und Macht, die Luthers Auftreten auf die schlichten Menschen ausübt, ist zart und anspruchslos zur Darstellung gebracht. In städtischen und ländlichen Gemeinden werden Aufführungen des fünfaktigen und doch nicht zu umfangreichen Stücks leicht zu ermöglichen sein und bei richtiger Gelegenheit ihre gute Wirkung thun. Der Frankfurter Lokalcharakter bietet dafür gar kein Hindernis. Den Titel kann man ja anderswo leicht ändern. Sehr hübsch sind die lyrischen Einlagen. Das Stück ist zu haben in Frankfurt a. M. bei Elsiepen und Lange: Luthertage in Frankfurt am Main von Dr. H. Dechent, Pfarrer. 70 S. 1 Mk. R

(Eine Reformationsfestpredigt) von besonderm Interesse ist im Druck erschienen, und zwar bereits in zweiter Auflage: Predigt, gehalten zum Reformationsfest in der großherzoglichen Hofkirche zu Darmstadt nebst einem Nachwort gegen die Angriffe des Mainzer Journals von L. Ehrhardt, großherzoglichem Hofprediger an der Schloßkirche. Darmstadt, Johannes Waitz, 1897. 16 S. Diese Predigt wurde vor dem Großherzog und dem Prinzen Heinrich von Preußen gehalten, über Matth. 5, 11, aus Anlaß der Kanisiusencyklika, und rief einen scharfen Angriff des ultramontanen hessischen Blattes, das dem Mainzer Bischof als Organ dient, hervor; der Prediger antwortet durch die Herausgabe der Predigt und ein Geleitwort. Die Kanisiusencyklika hat auch sonst zur Folge gehabt, daß man sich auf den evangelischen Kanzeln mehr als sonst mit Rom befaßte. Es war wirklich eine reichliche Leistung römischer Unverschämtheit. Eine Predigt, über 1. Kön. 8, 57 f., gehalten am 31. Oktober 1897 in der Stephanikirche zu Goslar von Pastor Paul Möbius giebt darauf gute Antwort. Sie wird durch den Verfasser zu haben sein. Sehr erfreulich ist die Art ihrer Veröffentlichung: „Den evangelischen Männern der Stephanigemeinde überreicht vom Kirchenvorstande."

Von Kirchenbehörden ist das Oberkonsistorium in Darmstadt zuerst mit einem Protest gegen die päpstliche Kränkung hervorgetreten. In einer soeben erscheinenden Broschüre fragt der württembergische Prälat Lechler: „Ist mit dem würdigen und charakterfesten Auftreten einer Oberkirchenbehörde oder einer Synode, oder sollten es deren auch mehrere sein — ist damit das Gleichgewicht der geistlichen Ehre hergestellt?" Er befürwortet eine große gemeinsame Kundgebung der zusammengeschlossenen Kirchen in erster Linie durch die vereinigten Kirchenbehörden. Man lese das Nähere in der beherzigenswerten Schrift selbst nach. Sie ist betitelt: Das Sendschreiben Leos XIII. zur Kanisiusfeier und die deutschen Oberkirchenbehörden. Von Prälat DDr. von Lechler, Generalsuperintendent a. D., Ludwigsburg. Berlin, Hermann Walther. 34 S. 60 Pfge. R

(Das ewige Licht. Der Erzählung zweiter Teil) Studie von D. Grundemann. Leipzig, Buchhandlung des Evangelischen Bundes, 1897. 105 S. 1 Mk.

Die Wehmut wird das beherrschende Gefühl sein, mit dem man Roseggers Ewiges Licht beiseite legt. Nicht jene seichte Wehmut der

ührseligkeit, sondern jene Wehmut, die uns ergreift, wenn wir sehen, ıß die größten und höchsten Erscheinungen der Geschichte nicht imstande ıd, dem Menschen in den Aufgaben, die ihm gestellt sind, wirklich einen auernden Halt und für seine tiefsten Fragen eine befriedigende Lösung ı geben. Selbst die Religion versagt hier, dies ist das wehmütige esultat der Erzählung. Rosegger hat nicht in seinem Ewigen Licht deale aufstellen wollen und keine Zukunftsbilder gemalt, wie etwa das hristentum Halt und Lösung bieten könne: er hat nur beschrieben, wie eute die Thatsachen liegen, und so kommt er zu dem Schluß, daß ıch das Christentum nicht den Thorwald hat retten können vor dem oralischen Untergang. Daß es die katholische Form der Frömmigkeit t, die diese Aufgabe nicht gelöst hat, ist dabei gleichgiltig, denn der eutige Protestantismus hat es bis jetzt (und darum handelt es sich ei Rosegger) auch noch nicht fertig gebracht.

Wer in der Religion und Frömmigkeit lebt, wird vielleicht diese edanken zugeben müssen: es sind nicht die Schlechtesten, die auf ihr gnes religiöses Wirken und auf das Andrer mit dieser Wehmut schauen. ber sie werden niemals, wenn die Religion in ihnen kräftig bleiben oll, dabei stehen bleiben können. An diese Beschreibung des Thatsäch- ichen wird sich für sie immer ein Blick auf das Ideal anschließen, das eißt an den festen Glauben, daß nicht das „Vergebens" das Letzte ist, ondern das: „Trotz alledem muß es erreicht werden können."

Wenn ich recht sehe, so sind es solche Gedanken gewesen, die Grunde- ıann zu seiner Fortsetzung des Ewigen Lichts getrieben haben: so ann und so darf es nicht enden. In seinem Büchlein liegt uns also icht mehr wie bei Rosegger Beschreibung und Konstatirung vor, sondern Wünsche und Beschreibung dessen, wie es doch sein möchte. Er stellt abei dem Katholizismus Roseggers den Protestantismus entgegen und äßt auf diesem Boden das wirklich werden, was dort unerreichbar war. Ich halte dies nach dem Obengesagten für falsch. Nicht Katholizismus nd Protestantismus darf man gegenüberstellen, sondern Frömmigkeit, ie sie thatsächlich vorliegt, und Frömmigkeit, wie wir sie im Ideal uns orstellen. Es ist ebensogut möglich, dem Ewigen Licht einen befrie- igenden, wirklich erlösenden Abschluß zu geben mit den Gedanken des atholizismus, wie Grundemann es thut mit denen des Protestantis- ıus. Aber beide Male wird diese Befreiung und Befriedigung erreicht icht durch die empirisch vorliegende Religion, sondern durch ihr Ideal- ild. Unter diesem Gesichtspunkt bitte ich die Studie Grundemanns u lesen als ein Beweis dafür, daß die Frömmigkeit trotz der Mißerfolge n thatsächlichen Leben nie aufhören wird, an ihrem Ideale festzuhalten nd aus der Anschauung dieses Ideals, dies ist unsre feste Ueberzeugung, ets neue Kräfte zu gewinnen und dadurch den Pessimismus und die Wehmut zu überwinden.

Willy Veit

(Hefte zur Christlichen Welt Nr. 26 bis 30) Leipzig, J. C. B. Mohr. Von den fünf neuen in diesem Herbst erschienenen Heften zur Christ- ichen Welt sind zwei unsern Lesern in ihrem Hauptinhalt nicht unbe- annt. Meinholds Wellhausen und Krügers Neuere Bemühungen m Wiedervereinigung der christlichen Kirchen entstammen den m Juni und Juli veröffentlichten Aufsätzen in der Christlichen Welt. lber beide Hefte erscheinen in verbesserter oder vermehrter Gestalt. Reinhold hat noch mehr, als es in jenen Aufsätzen geschah, den theolo- ischen Laien berücksichtigt, alle diesem unverständlichen Fachausdrücke ermieden oder erklärt und so eine kurze und knappe Charakteristik des erühmten und „berüchtigten" alttestamentlichen Forschers als Orien- irung für den Nichttheologen geliefert, aus der aber auch die Theologen nanches lernen können (43 S. 0,60 Mk.). Krüger (38 S. 0,60 Mk.) ietet eine wertvolle Bereicherung seiner Aufsätze durch Hinzufügung mfangreicher Quellenbelege (S. 29 bis 38). Dieser Anhang wirft eine Menge interessanter Schlaglichter und regt zu psychologischen Beobach- ungen an in einer Frage, die durch die letzten Jahre plötzlich zu inem akuten Problem sich zugespitzt hat und durch Roms neuere Politik er morgenländischen Kirche gegenüber unmittelbar ins praktische kirch- iche Leben eingreift.

Sind wir noch Christen? d. h. ist das Christentum noch eitende Geistesmacht? Die Frage hat vor fünfundzwanzig Jahren Strauß in seinem „Alten und neuen Glauben" aufgeworfen und sie mit inem runden Nein beantwortet. Diese Frage hat auch den Lausanner Professor Chapuis erfaßt, und er hat sie in der Revue chrétienne esprochen; eine Uebersetzung der dortigen Aufsätze bildet das Heft 26. 24 S. 0,50 Mk.) Faßt man, dies ist das Ergebnis der Untersuchung, as Christentum als Autoritätsreligion, wie seither immer geschah, o hat Strauß mit seinem Nein Recht. Diese Auffassung des Christen- ums ist vorbei, aber (und so gewinnt Chapuis eine neue Position) sie st nicht identisch mit dem Christentum, sondern ist nur eine Phase seiner Entwicklung und noch dazu eine seinem wahren Inhalt in keiner Weise erecht werdende. Der Weg, dem Christentum eine seinem Wesen ent- prechende Gestalt zu geben und dadurch seine Stellung als leitende Geistesmacht ihm zu erhalten, ist der, daß wir es nicht mehr gründen uf „äußere Erscheinungen, Ideen oder Thatsachen," sondern auf „das ittliche Bewußtsein, die innere Erfahrung, auf seine Uebereinstimmung nit den Forderungen des Gewissens." Dieser Vorschlag Chapuis' ist ühn. Würde er durchgeführt, er bedeutete eine Reformation, ja eine Revolution in der Geschichte der Frömmigkeit. Ist unsre Zeit überhaupt dazu fähig, und wird wirklich die Geschichte der Frömmigkeit in der von Chapuis gezeichneten Bahn verlaufen müssen? Wir konnten die Lektüre nicht anders schließen als mit einem Fragezeichen, Andre werden in diesen Gedanken den Ausdruck dessen finden, was sie schon lange selbst gefühlt haben. Aber man mag das Problem so oder so beantworten, Jeder verdient sich Dank, der das Christentum und die Frömmigkeit vor

die Frage stellt: wie soll es mit deiner Zukunft werden? Aus dieser tief- ernsten Erwägung ist Chapuis' Arbeit erwachsen.

So speziell und ins Einzelne führend die Frage nach der Berech- tigung der Perikopen zu sein scheint, Pastor Schian hat es in Heft 29: Wider die Perikopen (35 S. 60 Pfge.) verstanden, sie unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zu rücken und sie damit zu einer für weite Kreise interessanten zu machen. Die Perikopen werden untersucht in ihrer Bedeutung für das religiöse Leben der Gemeinden. In welcher Weise der Einfluß der Perikopen von Schian bestimmt wird, zeigt schon die Formulirung des Themas: Wider die Perikopen. Knapp und klar und gemeinverständlich und andrerseits mit fast lückenloser Genauigkeit sind alle Gründe, die man zur Empfehlung des Perikopenzwangs auf- gestellt hat, kritisirt und die Mängel und Nachteile der Perikopen scharf hervorgehoben. Sie lassen sich dahin zusammenfassen: der Perikopen- zwang entwürdigt die Predigt zu einer Pflicht- und Kunstleistung, er erschwert dem Prediger seine Arbeit an der Gemeinde und schädigt das religiöse Leben der einzelnen Gemeindeglieder.

„Kant, eine der schönsten Blüten und einer der größten Lehrer des Protestantismus," so möchte man am liebsten den Titel von Dr. Katzers Schrift über Kants Bedeutung für den Protestantismus inter- pretiren (50 S. 0,75 Mk.). Katzer beherrscht die Kantische Philosophie sowohl nach ihrem äußern Umfang als nach dem innern Verständnis in hervorragendem Maße. Vor allem aber, und dies macht seine Arbeit so wertvoll, er hat ein feines Gefühl dafür, wo diese Philosophie ent- weder auf religiös-sittlichen Motiven ruht oder Ansatzpunkte für christ- liche Theologie, ja man darf vielleicht sogar sagen für christliche Fröm- migkeit bietet. Wenn etwa an einzelnen Stellen Katzer den Königsberger Philosophen mehr als dieser vielleicht wollte und wußte in enge Be- ziehung zu den Aufgaben der protestantischen Theologie bringt, so ist das kein Schade. Jedenfalls verdient Kant in all den Punkten, die Katzer ausführt, von der evangelischen Theologie gehört zu werden. Es seien nur einige herausgehoben: Glaubensbegriff, Lehre von der Frei- heit, Verhältnis von Glauben und Wissen (hier scheint besonders die Frage nach der Berechtigung der Metaphysik wichtig, S. 23), Offen- barung, Lehre von der Kirche, ihr Verhältnis zum Staat u. a. m. Gewiß, das Gedankengefüge Kants und seine Problemstellung mutet uns manchmal fremd an, aber Katzer hat gewiß Recht, hinter dieser Philo- sophie des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts steht der Geist des Protestantismus. Wenn von den übrigen Heften gilt, daß man sie lesen soll, bei dem Katzerschen muß es heißen, man möge es studiren.

W B

Für den Weihnachtstisch

(Religiöse Reden von F. W. Robertson) Neue Sammlung, dem Andenken Emil Frommels gewidmet. Berlin, Reuther und Reichard, 1898. 2,25 Mk., geb. 3 Mk.

Wiederum wird uns hier von Frauenhand eine Sammlung religiöser Reden Robertsons in trefflicher Uebersetzung dargeboten, die uns bisher in deutschem Gewande noch nicht zugänglich gemacht waren. Da in der Christlichen Welt schon wiederholt auf die Eigenart und Bedeutung dieser Predigten für unsre Zeit aufmerksam gemacht worden ist, so ist es nicht nötig, unsern Lesern sie eingehend zu empfehlen. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß auch diese Sammlung Reden von großer Schönheit, Kraft und Tiefe enthält. Die feinen Beobachtungen namentlich psycho- logischer Art, an denen die Reden Robertsons so überreich sind, und die ihre Lektüre so gewinnbringend machen, gleichen oft Funken, die in dem Leser eine ganze Gedankenkette entzünden. — Wenn im Vorwort gesagt ist, daß sich diese Reden vorzugsweise allgemein ethischen Fragen zu- wenden, während das dogmatische Element mehr zurücktrete, so ist damit eine charakteristische Seite der Robertsonschen Predigtweise aufgezeigt. Denn die Frömmigkeit dieses englischen Predigers ist durchaus von kraftvoller, männlicher Art, der jede Phrase und falsche Salbung fehlt. Die Gefahr aber, die mit einer solchen Frömmigkeit verbunden ist, nämlich das ungebührliche Hervortreten des ethischen und rationalen Elements auf Kosten des religiösen, ist hier glücklich überwunden durch die Zartheit, Keuschheit und Glut der religiösen Empfindung, der diese Reden entströmten. Daraus erklärt es sich wohl, daß auch christliche Frauen, denen wir fast ausschließlich die Bekanntschaft mit Robertson verdanken, außerordentlich von diesem Prediger, der doch nichts weniger als ein „Damenredner" war, gefesselt werden.

H Adler

(Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen) lautet der Titel einer Sammlung von Aufsätzen des heimgegangnen Leipziger Ger- manisten und Pädagogen Rudolf Hildebrand, die zuerst in den Grenzboten erschienen sind und nun in Buchform vom Verlag der Grenzboten (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1896. 383 S. 4 Mk., geb. 5 Mk.) dargeboten werden. Wem es um eine erquickende und stärkende Lektüre zu thun ist, dem seien diese Blätter aufs herzlichste empfohlen. Die behagliche Heiterkeit des Alters, das viel gesehn, viel erlebt, scharf beobachtet, manchen Illusionen den Abschied gegeben hat, den Idealen aber treu geblieben ist, die Liebe zur Heimat, die sich zwar in ganz Deutschland wohl, aber im schönen Thüringen doch am allerwohlsten ge- fühlt hat, der launisch boshafte, aber doch versönliche Sarkasmus gegen den philisterhaften Götzendienst der Goethephilologen, die über einen aufgefundenen Hosenknopf Goethes die tiefsinnigsten Vermutungen auf- stellen können, der ergreifende religiöse Ernst, der aus den Betrachtungen über das Sterben und Leben redet; der feingebildete Aesthetiker, der alles gekünstelte Wesen, alle eingeschlossene Zimmerluft in geistigen Dingen haßt, aber für die Zusammenhänge von Wahr und Gut und Schön ein geschärftes Auge besitzt, der begeisterte Patriot, der nie im Glauben an

sein Volk wankend geworden ist, spricht zu dem Leser mit einer Wärme und Lebendigkeit, bei der man sich gern dem wohlthuenden Eindruck hingiebt: hier redet ein Mann, der auf eignen Füßen gestanden und sich eigne Wege geschaffen hat. Den zwölften Aufsatz „Trauer und Treue," der unter den überwältigenden Ereignissen des Jahres 1888 geschrieben ist, kann man nicht ohne innere Wehmut lesen, wie der Idealismus jenes Geschlechts sich an den Gestalten Wilhelms von Hohenzollern und seiner Ratgeber nähren konnte, während uns dies alles fehlt. Auch die hundertjährige Geburtstagsfeier Wilhelms I. hat nichts hervorgebracht, was diesen edel empfundnen Worten unsers Sonntagsphilosophen zur Seite gestellt werden könnte. Die Sprache dieser Aufsätze ist ruhig, klar und edel. Kein falsches Pathos, keine servile Rhetorik stört den Genuß, Alles ist wahr und herzlich empfunden. In allen Worten lebt eine reiche Erfahrung, ein gesunder kerniger Realismus, der die Dinge schaut, wie sie sind, ohne je dem Gemeinen auch nur ein Jota nachzugeben. Man legt dieses hübsche Buch mit der Ueberzeugung aus der Hand, in die Werkstätte eines geistreichen, fleißigen und gelehrten Mannes geschaut zu haben, der ein guter Deutscher und ein geschmackvoller, frommer Christenmensch gewesen ist. H Reuß

(Hie gut Württemberg allewege!) Ein litterarisches Jahrbuch aus Schwaben. 1. Band. Heilbronn, 1897. E. Salzer, 302 S. Preis 4,50 Mk. Reinertrag für die Hagelbeschädigten Württembergs und Badens. — Den Gedanken, einen geistigen Mittelpunkt für schwäbische Denker, Dichter und Künstler in einem solchen Jahrbuch zu schaffen, hat — das Hagelwetter zur Reife gebracht. Der erste Wurf ist sehr gut gelungen. Gerade das bunte Durcheinander von Scherz und Ernst, von Dialekt und Hochdeutsch, von bekannten und neuen Namen giebt einem solchen Buch seinen Reiz; es ist wie eine Wanderung durchs liebe Heimatland, Hügel auf, Hügel ab. Eine kurze Skizze von programmatischer Bedeutung ist der Aufsatz O. Kirns über schwäbische Art, in dem er besonders auch die vielberufne schwäbische „Gemütlichkeit" unter die Lupe nimmt; es ist gewiß richtig, wenn er ungefähr sagt: Der Schwabe fühlt sich gemütlich, wenn er sich gehen lassen darf, aber damit sind wir allerdings dem Punkt schon sehr nahe, wo die Gemütlichkeit, zumal für das Gefühl des Fremden aufhört! Eine sehr interessante Gegenüberstellung von Hölderlin und Nietzsche bringt Theobald Ziegler; daß Nietzsche sich an Hölderlin gebildet hat, wird den meisten Lesern neu sein. Ziegler kommt zu dem Ergebnis, daß der Dichter Hölderlin dem Dichter Nietzsche ebenso überlegen war wie der Philosoph Hegel seinem grimmigen Feinde, dem Philosophen Nietzsche — beidemal sinds Schwaben, beidemal Zöglinge des Tübinger Stifts! Für die feinsinnige Zeichnung des Liederkomponisten Ernst Friedrich Kauffmann von H. A. Köstlin werden alle Verehrer der Kauffmannschen Muse — und welcher gebildete singende Schwabe wäre das nicht? — herzlich dankbar sein. Dazu nun die geistreiche und gemütstiefe, leider wieder einmal pessimistische Plauderei über den Glückskobold (Es und ich) von Isolde Kurz, einige bisher ungedruckte Briefe Uhlands, zwei stimmungsvolle, formvollendete Gedichte von Eduard Paulus, — aber ich will ja keine Inhaltsangabe schreiben. Möge dieser neue Versuch der Pflege schwäbischen Volkstums sich viele Freunde machen! Wurster

(Entsagen und Finden) Drei Geschichten von Heinrich Steinhausen. Mit Illustrationen von Wilhelm Claudius. Stuttgart, A. Bonz u. Co. Geh. 3 Mk., gebunden 4,20 Mk.

Steinhausen gehört nicht zu den „Modernen," aber wir wären wirklich bedauernswerte Menschen, wenn wir über der Aufgeschlossenheit gegenüber den Problemen, die in der jüngsten Litteraturperiode an die Oberfläche gekommen sind, die Empfänglichkeit für die zarte, stille Muse des Dichters der Irmela verloren hätten. Und ist nicht gerade das „Entsagen und Finden" die alte Geschichte, die doch ewig neu, „modern" bleibt?

Die drei Geschichten führen uns zurück in die „gute alte Zeit," und da die Laudatio temporis acti trotz allen Einwänden der nüchternen Geschichtsbetrachtung dem Menschen im Blute liegt, so folgen wir gern. Nicht als ob der Verfasser die bewußte Absicht hätte, das Lob der Vergangenheit zu singen — er weiß auch sehr deutlich von ihrem vielfachen Weh und ihren finstern Seiten zu reden —, aber man merkts ihm an, daß er sich in der alten Zeit wohler fühlt, als in der neuen. Und wenn uns manchmal die staubersüllte Atmosphäre der Gegenwart den Atem nehmen will, so blicken wir gern zurück in Zeiten, die zwar in Wirklichkeit nicht besser waren als das Heute — denn wir glauben an einen Fortschritt, seis auch nur der Humanität —, aber in denen der wirbelnde, erstickende Staub sich schon gelegt hat. Dazu versteht es unser Verfasser, die Sprache der Altvordern zu reden. Ob es ihm in diesen Erzählungen so durchweg gelungen ist wie in Irmela, wollen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls ist er ein Künstler; und daß er ein Dichter ist, davon redet manche Zeile dieses Buches. Ich gestehe, selten mit wenig Worten eine reizendere „Maienstimmung" gelesen zu haben, als sie S. 168 zu lesen ist. Wer sich am Schluß der zweiten Geschichte in der Lage sehen sollte, den Umstehenden zu beteuern, ihm sei etwas ins Auge geflogen, der braucht sich nicht zu schämen. — Wilhelm Claudius ist als Illustrator der Ganghoferschen Romane bekannt genug. Ob er die Stimmung immer richtig gefunden hat, kann aber eigentlich nur der Dichter selbst entscheiden. Einzelnes ist ungemein ansprechend und zart. P J

(Ian Maclaren) Wer in diesem Jahrgang die Geschichten aus Drumtochty gelesen hat (Nr. 8—10), den verlangt gewiß nach mehr. Leider können wir noch immer keine deutsche Uebersetzung auch nur eines der verschiednen Bände begrüßen, die wir Maclaren verdanken. Woran liegt das? Wenn das Erwartete noch länger ausbleibt, werden

wir fortfahren zu stehlen. Inzwischen empfehlen wir unsern Englisch lesenden Lesern aufs wärmste die Originale: Beside the Bonnie Brier bush, The Days of Auld Langsine und Kate Carnegie.*) Die ersten beiden Bände sind bei Tauchnitz erschienen für je 1,60 Mk., der dritte bisher nur bei Hodder und Stoughton in London für 6 Schilling. — Der Verfasser, John Watson, ist in der Zwischenzeit nicht müßig gewesen. Drei neue Bände liegen vor, die uns demnächst ausführlicher beschäftigen sollen. Einer davon (The Mind of the Master, 6 Schilling) enthält sein theologisches Bekenntnis — es ist erstaunlich, wie frei dieser Mann von theologischer Unart geblieben ist. Das jüngste Buch (The Potters Wheel, 3 Schilling 6 Pence), vor ein paar Wochen erst erschienen, behandelt allerlei Menschliches, und auch auf diesem Gebiete zeigt sich unser Verfasser als trefflichen Psychologen und liebenswürdigen Menschen. P J

(Herz) Von Edmondo de Amicis. Ein Buch für die Jugend. Autorisirte Uebersetzung von R. Wülser. Basel, A. Geering, 1897.

Diese prächtige Jugendschrift, von der jetzt das zwanzigste Tausend ausgegeben wird, ist schon bei ihrem ersten Erscheinen in der Christlichen Welt mit großer Freude begrüßt worden und hat sich seitdem immer mehr auch in Deutschland die Herzen der Jugend erobert. Für Knaben im Alter von neun bis dreizehn Jahren bestimmt, enthält das Buch die Geschichte eines Schuljahres in der dritten Klasse einer italienischen Stadtschule. Das Buch wird auch von Mädchen sehr gern gelesen, ja oft mit mehr Eifer als von den Knaben. Es ist eben ein Buch für alle, die Kinder sind, die Kinder lieb haben, die ein kindliches Gemüt und Herz haben.

Von demselben Werke ist auch eine illustrirte Prachtausgabe mit 184 Illustrationen im gleichen Verlage zu 10 Mk. erschienen. Wir empfehlen das Buch aufs herzlichste. H A

(Für Kinderfreunde) Charlotte Niese, die liebenswürdige Erzählerin, hat uns auch dies Jahr ein Büchlein für den Weihnachtstisch zur Verfügung gestellt, und wer ihre Art zu schreiben schon lieb gewann, wird mit vieler Freude Die braune Marenz und andre Geschichten (Leipzig, Grunow. 331 S. geb. 4,50 Mk.) lesen. Wer selbst in der Kleinstadt oder auf dem Lande aufgewachsen ist, dem taucht wohl die Erinnerung an manches Ereignis und manche Persönlichkeit auf, die ihm einst begegnete. Wir wünschen diesen Kindergeschichten für Erwachsene viel Freunde und Leser.

Nicht ganz so klar, ob das Buch für kleine oder große Leute bestimmt ist, wird einem beim Lesen von Blauglöckchen von Emma Marshall, aus dem Englischen übertragen von Emmy von Feilitzsch. (Basel, Adolf Geering. Geb. 3,20 Mk.) Diese Kindergeschichte aus unsrer Zeit ist frisch und lebendig geschrieben, und das Interesse bleibt bis zuletzt rege, doch für ein Buch für Erwachsene sind manche Stellen zu kindlich gehalten, auch die Fabel eines durch Zigeuner geraubten Kindes zu verbraucht; und um es Kindern in die Hand geben zu können, dazu liegen verschiedene Erziehungsfragen zu sehr an der Oberfläche. Um des vielen Guten, das das Buch bietet, thut es uns leid, es nicht unbedingt empfehlen zu können. E R

(Ein prächtiges Kunstblatt) sei zu Weihnachts- und sonstigen Geschenken aufs wärmste empfohlen. Die „Photographische Union" in München (Kaulbachstraße 22) hat kürzlich eine Photogravüre von Spangenbergs Oelgemälde Luther im Kreise seiner Familie herausgegeben. Das Original hängt im Leipziger Museum. Das Abbild hat Faksimileformat: 47×69 Centimeter und kostet 30 Mark. Das Bild ist mir von Leipzig her sehr wohl bekannt, in der wunderschönen Reproduktion aber habe ichs noch lieber gewonnen, als ichs vorher hatte. Luther spielt die Laute, die vier ältern Kinder singen dazu, Frau Käthe mit dem schlummernden Gretchen auf dem Schoß und Melanchthon hören zu. Die Gruppe der vier Kinder ist ganz reizend. Ihrem Alter nach muß man die Handlung in die Zeit 1540/41 verlegen, nur ist Gretchen jünger aufgefaßt, als sie damals war. Das Bild wird bald die Wände vieler evangelischen Häuser schmücken; es atmet Freude, Frieden, Innigkeit. R

*) Vgl. 1895, Nr. 50, 1896, Nr. 16 und 1897 Nr. 1. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 48 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Versammlungen

Frankfurt a. M.: 6. Dezember, 4 bis 6 nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8. „Das Recht des religiösen Modalismus (Gottheit Christi)."

Berlin und Vororte: Monatsversammlung Montag, den 13. Dezember, abends 8 Uhr. Patzenhofer-Restaurant „Karlsbad," Potsdamer Straße 123a: „Ueber die gegenwärtige kirchliche Lage." Statt besondrer Einladung.

Jahresbericht

s theolog. Seminariums der
üdergemeine in Gnadenfeld.
gr. 8°.

issenschaftliche Beigabe:
95/96. Die heilige Schrift als oberste Norm der christlichen Glaubenserkenntnis. Eine dogmatische Untersuchung von P. Kölbing. pag. 7-65. M. 1,—.
96/97. Die Volksgemeinde und die Gemeinde der Frommen im Psalter von H. Roy. pag. 7-80. M. 1,50.

rlag der Unitäts-Buchhandlung
in Gnadau bei Magdeburg.

---

bendmahlshostien,
ste Qualität, 1000 Stück 1 ℳ 25 ₰.
Altarlichte,
à Pfund 2 ℳ 40 ₰, empfiehlt:
Heinr. Feesche,
ch- u. Kunsthandlg., Hannover.

---

eben erschien in unserem Verlage:

Gerhard Tersteegen
seinem 200jährigen Geburtstag
am 25. Nov. 1897
von **Adele Gründler**

3 S. 8°, Preis brosch. 1,20 M.,
. 2,20 M., mit Goldschnitt 2,40 M.

Das Buch ist in vier Teile geteilt: 1. Sein äußerer Lebensng. 2. Sein innerer Wirkensang. 3. Sein frommer Harfenng. 4. Ein Gesangbüchlein s Tersteegens Liedern zusammenstellt.

Zu beziehen durch jede Buchndlung oder direkt vom Verlag
chh. der Berliner Stadtmission
Berlin S.W., Johannistisch 6.

Weihnachten 1897.

Neu:

Karl Pahncke,
Evangel. Pfarrer in Bonn a. Rh.

Die Liebe zum Herrn

als

Grunderfordernis der christlichen Frömmigkeit.

Allerlei Fragen und Antworten für unser Geschlecht an der Hand der Heilandsreden Luk. 9, 46—62.

Preis elegant geh. 1.50 Mk.,
gebunden 2.50 Mk.

Prächtige und originelle Diktion — hervorragende Fülle und Klarheit der Gedanken —, so daß auch der etwa nicht in allen einzelnen Punkten völlig einverstandene Leser von der Liebesbegeisterung des Verfassers hingerissen wird — — —.

Das Werk ist fern von dogmatischer Engherzigkeit, es spricht daraus eine tiefernste, religiöse, fromme Auffassung — ein praktisch-religiöser Standpunkt.

Zu beziehen **durch jede Buchhandlung** oder direkt von der **Verlagshandlung Paul Waetzel in Freiburg im Breisgau.**

Verlag von **Eugen Strien** in Halle a. S.:

D. Willibald Beyschlag:

Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen der jüngern Jahre. Gebd. Mk. 9.—.
Aus dem Leben eines Frühvollendeten. Gebd. Mk. 7.—.
Godofred. Ein Märchen für das deutsche Haus. Mit dem Bildnis des Verfassers. Gebd. Mk. 2.50.
Blütenstrauß vom Lebenswege. Gesammelte Gedichte. Gebd. Mk. 3.—.

Eine verw. alleinstehende Dame wünscht einem begabten ges. Mädchen liebevollen Charakters, 5—6 Jahre alt, evang., Vollwaise von guter ehrlicher Herkunft ein Heim und unentgeltliche Erziehung zu geben. Genaue Auskunft mit Photographie erbeten.

Pfarrer **Battenberg,**
Frankfurt a. M.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Soeben erscheint:

Der Vatikan.

Die Päpste und die Civilisation.
Die oberste Leitung der Kirche.

Von
Georg Goyau * Andreas Pératé * Paul Fabre.

Aus dem Französischen übersetzt von KARL MUTH.

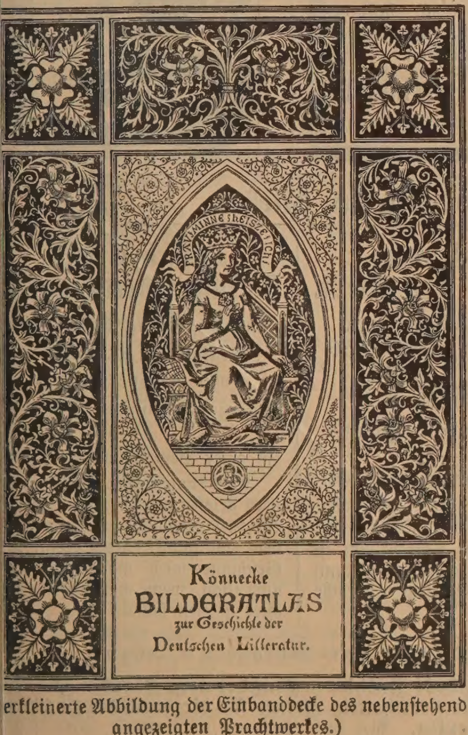
Mit 482 Autotypien, 10 Lichtdruckbeilagen
und einem Lichtdruck-Porträt Sr. Heiligkeit Leo XIII.

Reich illustriertes Prachtwerk.

In 24 Lieferungen à Mark 1.—.

Ueber die Ausstattung, den grossen litterarischen, wissenschaftlichen und kunstgeschichtlichen Wert und die zeitgeschichtliche Bedeutung dieses hervorragenden Werkes giebt die erste Lieferung, welche durch alle Buchhandlungen auf Verlangen zur Einsicht zu beziehen ist, ausführlichen Aufschluss.

Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.
in Einsiedeln, Waldshut, Köln a/Rh.



(Verkleinerte Abbildung der Einbanddecke des nebenstehend angezeigten Prachtwerkes.)

N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung in Marburg.

Als ein Weihnachtsgeschenk hervorragender Art sei empfohlen:

Bilderatlas

zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur.

Eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte.

Nach den Quellen bearbeitet von

Dr. Gustav Könnecke.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

2200 Abbildungen und 14 Kunstbeilagen, wovon 2 in **Heliogravüre** und 5 in **Farbendruck.**

In reichem stilgemäßem Einband Mk. 28.—.

„Das mit Sachkenntnis und Geschmack zusammengestellte und bis auf die neueste Zeit ergänzte monumentale Bilderwerk bietet in seiner Porträtssammlung auch dem Kenner noch vollen Genuß und reiche Belehrung; das auf Grund eingehender systematischer Studien mit Sorgfalt kritisch gesichtete Material ist aber nicht nur für den Litterarhistoriker eine unerschöpfliche Fundgrube, auch der Freund der Kunstgeschichte, besonders des Holzschnitts und der Miniaturmalerei, findet ansehnliche Ausbeute; Handschriftenkunde, die Geschichte des Buchdrucks, des Theaters und der Musik gehen nicht leer aus. Litteratur-, Kunst- und Kulturgeschichte finden in „Könneckes Bilderatlas“ geradezu ein Museum, dessen immer aufs neue Genuß und Belehrung in reichem Maße gewährender Besitz durch den verhältnismäßig billigen Preis ermöglicht wird, der des Interesses für die höchsten Güter der Nation nicht verlustig gegangen ist.“ „Illustrierte Zeitung“ Nr. 2789.

„Ein Hausbuch ohne Gleichen.“ „Grenzboten.“

Thorwaldsen:
Segnender Christus

Größe 100 75 56 48 36 cm
Preis 36.— 20.— 10.— 7.50 3.— Mk.

Hugo Rother's Buchhandlung
(Martin Warneck)
Berlin W 9 Linkstraße 4

Soeben erschien:
Preis: 1 Mark.

Deutschland zur See.

Eine historisch-politische Betrachtung
von
Dr. Dietr. Schäfer
o. ö. Professor der Geschichte
a. d. Universität Heidelberg.

Jena. Gustav Fischer. 1897.

Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Rudolf Baumbachs Dichtungen.

Ganzleinenbände in kl. 8°.

Lyrische Gedichte:

Lieder eines fahrenden Gesellen . . . . . M. 4.20
Spielmannslieder . . . . „ 3.—
Von der Landstrasse . . . „ 3.—
Mein Frühjahr . . . . . „ 3.80
Krug und Tintenfass . . „ 3.—
Thüringer Lieder . . . . „ 3.50

Erzählende Gedichte:

Abenteuer und Schwänke . M. 4.—
Frau Holde . . . . . . „ 3.—
Horand und Hilde . . . „ 3.50
Kaiser Max und seine Jäger „ 3.50
Der Pathe des Todes . . . „ 3.—
Zlatorog. Eine Alpensage . „ 3.—

In Prosa:

Erzählungen und Märchen . M. 3.—
Es war einmal . . . . . „ 3.80
Aus der Jugendzeit . . . „ 6.20
Neue Märchen . . . . . „ 4.—
Sommermärchen. Billige Ausgabe . . . . . . „ 4.20

Vorstehende Bände sind sämtlich auch in **Kalbleder** gebunden zu haben und kosten so je M. 2.— oder M. 1.80 mehr.

Ferner:

Sommermärchen. Erste Ausgabe mit Baumbachs Bildnis. **Pergamentband** . . M. 7.60

Illustr. Prachtausgaben:

Schildereien aus dem Alpenlande. gr. Fol. . . . . M. 55.—
Wanderlieder aus den Alpen. 4° . . . . . . „ 10.—
Sommermärchen. 4° . . . „ 20.—
Abenteuer und Schwänke . „ 20.—

Heinrich Seidels Werke.

Gesammelte Schriften.

14 Ganzleinenbände kl. 8° mit Goldschnitt je M. 4.—, nur der 7. Band M. 4.80.

Kinkerlitzchen.

Allerlei Scherze.

(5. Bändchen der „Kleinen Ausgabe Liebeskind“.)

12°. VIII u. 172 Seiten.

In Ganzleinen gebunden M. 1.50.

Die Musik der armen Leute und andere Vorträge.

gr. 8°. 41 Seiten mit Notenbeilage.

Geheftet mit farb. Umschlagbild 50 Pf.

Inhalt der „Gesammelten Schriften.“

1. Band. *Leberecht Hühnchen, Jorin... und andere Geschichten.*
2. „ *Vorstadtgeschichten.*
3. „ *Neues von Leberecht Hüh... chen und anderen Sond... lingen.*
4. „ *Geschichten und Skizzen a... der Heimath.*
5. „ *Die goldene Zeit.*
6. „ *Ein Skizzenbuch.*
7. „ *Glockenspiel.* (Gedichte.)
8. „ *Leberecht Hühnchen ... Grossvater.*
9. „ *Sonderbare Geschichten.*
10. „ *Der Schatz und Anderes.*
11. „ *Neues Glockenspiel.*
12. „ *Berliner Skizzen.*
13. „ *Von Perlin nach Berlin.*
14. „ *Die Augen der Erinneru... und Anderes.*

Im Verlag von **Eugen Strien** in Halle a. S. erschien von

D. J. Müllensiefen:

Tägliche Andachten zur häuslichen Erbauung. Gebunden 7,50 M.; mit Goldschnitt 8,25 M.
Zeugnisse von Christo. Ein Jahrgang Predigten. Geb. 8,50 M.
Das Wort des Lebens. Ein Jahrgang Predigten. Geb. 8,50 M.
ABC für das christliche Haus. In elegantem Geschenksband 2,50 M.

Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn

Soeben ist erschienen:

A. Bonus, Der Gottsucher.

Hymnen und Gesichte.
Eleg. brosch. ca. 1 Mk.

Im Vordergrunde des Interesses

bei allen Gebildeten, die noch gerne nach einem gut... Buche greifen, steht

Ikarus.

Eine Reisenovelle aus Italien v... **H. Mellin.** Zweite Aufl., Pre... gebd. Mk. 4,—.

Alle, die Italien besucht haben, werden das Buch mit hohe... Genusse lesen, und sie werden dankbar sein, auf dasselbe aufmerksa... gemacht zu werden. Eine Dame schreibt an den Verleger: „Von all... Seiten bekomme ich Dank für den ungewöhnlichen Genuß, den di... Lektüre verschafft, daß es mich drängt, der Verfasserin Dank und A... erkennung im Namen vieler auszusprechen.“

Das Buch kann durch alle Buchhandlungen bezogen werde...

Wolfenbüttel. Julius Zwißler.

In **Wilh. Werthers** Verlag in **Rostock** erschien:

Lucius Annaeus Seneca und das Christenthum in der tief gesunkenen antiken Weltzeit.

Von **Michael Baumgarten,**
weil. Professor der Theologie.

368 Seiten gr. 8°. Preis 6 Mk.

Eine geistvolle, glänzend geschriebene Apologie des Christentums.

Die **Christliche Welt** urteilt: Es kommen wenige so reiche und so reife Früchte der Arbeit und der Gesinnung auf den christlichen Büchermarkt wie dieser Nachlaß Michael Baumgartens.

Für Theologen, Kandidaten und christlich gesinnte Laien eine gediegene Weihnachtsgabe. Für Bücherzirkel noch besonders empfohlen.

Tuch u. Buckskin

Ueberzieher-, Cheviot- und **Kammgarnstoffe** in den neuesten soliden Dessins, **schwarze Satins** und **Croisés,** hochfeine Qualitäten, sowie **Altar-** und **Kanzeltuch,** reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet direkt an Private zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.

Theodor Herrmann
in **Sagan Nr. 34** (Schlesien).

Pfeiffer PIANOS

Flügel, Pianinos, Tafelklaviere empfohlen von I. Fachaut. weg. groß. brillanten Ton, unverwüstlicher Mechanik, bester Stimmhaltung und **niedrigen** Preisen. **Garantie. Vorzugspreise** f. Herren Geistliche. **Zahlungserleichterung.** Altere Klaviere in Tausch. Illustr. Preisliste gratis.
J. A. Pfeiffer & Cie., Stuttgart,
Königl. württ. Hofpianofortefabrikanten.

Verlag der J. Ricker'schen Buchhandlung in Gießen.

Der Apostel Paulus.

Ein Lebensbild
von **W. Wolff,** Pfarrer.

Elegant gebunden 2 **Mk. 25 Pfge.**

Herr Prof. Schnedermann urteilt darüber: „Eine kleine erfreuliche Schrift. Erfreulich wegen der frischen, anziehenden ja geistvollen Ausführung. Möge das Büchlein recht vielen Lesern den erwünschten Dienst leisten und in einigen Jahren eine neue Auflage erleben.“

Zur Geschichte der Konfirmation.

Beiträge
aus der hessischen Kirchengeschichte
von
Lic. theol. **W. Diehl,** Dr. phil.

Eleg. geb. 3 **Mk. 50 Pfge.**

Diese vorzügliche Darstellung einer Geschichte der Konfirmation kann als passendes Geschenk für alle Theologen und ganz besonders für praktische Geistliche bestens empfohlen werden.

Charles Darwins Reise um die Welt.

Erlebnisse und Forschungen
in den Jahren 1832—1836.
Deutsch von **A. Helrich.**
Mit 14 Text-Abbildungen.

Elegant gebunden 6 **Mark.**

Das Österr. Literaturblatt schreibt: „Mit Freude kann man diese neue Uebersetzung begrüßen und dafür Dank sagen. Die Uebersetzung ist vorzüglich; diese Ausgabe kann für die beste in deutscher Sprache gelten.“

Mark Twain. Der Prinz und der Betteljunge...

Eine Erzählung für jedes Alter.
Deutsch von **H. Lobedan.**
Mit 156 Text-Illustrationen.

Elegant gebunden 6 **Mark.**

In einer Besprechung heißt es: Das Buch wird nicht bloß ein... mal gelesen werden; es ist geeign... ein Lieblingsbuch zu werden, na... dem man immer wieder greift. Die... Geschichte wird man nicht müd... auch nicht, wenn man dieselbe scho... öfter gelesen hat.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine litterarische Beilage von R. Mühlmann's Verlag in Halle a. S., Albert Rathke in Magdeburg, Martin Warne... in Berlin, Georg Wigand in Leipzig und Ernst Wunderlich in Leipzig, sowie ein Bestellzettel. **Ferner für die durch den Buchhand... bezogenen Exemplare eine litterarische Beilage von Ernst Hofmann & Co. in Berlin.** Wer diese Beilagen nicht erhielt, wird höflich... und dringend gebeten, im Interesse exakter Expedition dieselben bei dem Verlage der „Christlichen Welt“, Leipzig, Querstr. 21, zu reklamiere...